

Friedrich Christoph Schlosser.

F. C. Schlosser.

Mit Portrait.

Cassel,

Ernst Balde.

1854.

F. C. Schlosser.

Deutschland ist arm an Historikern, es ist ja nicht eben reich an Geschichte. Seit einem langen Zeitraum zehrt unser Vaterland an der Erinnerung daran, daß es vor Jahrhunderten das bedeutendste Volk des ganzen Erdballs gewesen ist — seitdem begnügen wir uns mit dem Stolz auf unsere Literatur, die das geistige Uebergewicht an die Stelle des politischen setzen soll, und, wenn wir nicht unbescheiden sind, auch wirklich gesetzt hat.

Unter den wenigen Geschichtsschreibern nun, welche wir aufzuweisen haben, giebt es denn doch wenigstens einen, welcher sich mit allen berühmten Historikern des Auslandes messen kann, ja noch mehr, der sie sämmtlich übertrifft. Mit lebendigem Stolz, mit allem Bewußtsein dürfen wir auf diesen Mann hinsehen, der nach unserer Ueberzeugung in allen historischen Dingen

die höchste Autorität ist, der auf dem Gebiet der Geschichte dieselbe europäische Stellung einnimmt, wie Hegel auf dem der Philosophie, wie Alexander von Humboldt auf dem der Naturwissenschaften; dieser Mann ist Friedrich Christoph Schlosser.

Friedrich Christoph Schlosser wurde am 17. November 1776 als das jüngste von zwölf Kindern zu Jever geboren. Er verlor früh seinen Vater, und wurde zu einer Verwandten auf das Land gebracht, die seine weitere Erziehung übernahm. Schon als Knabe suchte er hier nach Reisebeschreibungen und historischen Werken, die ihm durch den Schullehrer des Ortes in ziemlicher Zahl geboten wurden. Später besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, im Jahre 1793 bezog er die Universität Göttingen, um daselbst Theologie zu studiren, doch zog ihn das Studium der Geschichte, Mathematik und Physik mehr an. Später, als Erzieher der Kinder des Grafen von Bentinck in Varel, wendete er sich auch dem Studium der Philosophie zu.

Im Jahre 1798 war er eine Zeit lang Hülfsprediger auf dem Lande, bald jedoch nahm er zuerst in Othmarschen bei Altona, und im Jahre 1800 in Frankfurt am Main von neuem eine Hauslehrerstelle an. Hier begann er sich mit besonderem Eifer auf das Studium der Geschichte zu werfen; er nahm zwar

im Jahre 1808 einen Ruf als Conrector an die Schule zu Jever an, legte jedoch im Interesse seines Studiums bereits im folgenden Jahre dies Amt nieder, und ging nach Frankfurt am Main zurück, wo er neben einigen Lehrstunden am Gymnasium sich wesentlich seinen Studien hingab.

Bereits im Jahre 1807 begann er als Schriftsteller aufzutreten. Er veröffentlichte zunächst die Schrift „Abälard und Dulcin"; 1809 folgte das „Leben Beza's und des Peter Martyr Vermili;" 1812 die „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs."

In demselben Jahre ernannte ihn der Fürst Primas zum Professor an dem neuerrichteten Lyceum in Frankfurt; 1814, als diese Lehranstalt einging, wurde er Stadtbibliothekar. Im Jahre 1817 wurde er als Professor der Geschichte nach Heidelberg berufen, und noch heute nimmt er dieses Amt ein.

Im Jahre 1822 machte Schlosser eine Reise im Interesse der Geschichtswissenschaften nach Paris; zwei Jahre später erhielt er den Titel Geheimer Hofrath, der nachher durch den Titel Geheimer Rath ersetzt wurde. Schlosser ist im Bereichern unserer Literatur mit vortrefflichen Werken sehr fleißig gewesen. Wir haben da zunächst anzuführen die „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung," welche in 8 Theilen von

1817—1841 erschien; dann die so außerordentlich berühmt gewordene „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts," deren erste Auflage in zwei Bänden 1823 erschien, während wir jetzt bereits eine vollständig umgearbeitete, außerordentlich vermehrte vierte Auflage davon besitzen; ferner die „Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur," welche von 1826—1834 in 11 Abtheilungen erschien; die Schrift „Zur Beurtheilung Napoleons und seiner neuesten Tadler und Lobredner, besonders in Beziehung auf die Zeit von 1810—1813," welche in drei Abtheilungen von 1832—35 erschien.

Schlossers Hauptwerk jedoch, mit dem er im eigentlichen Sinne des Wortes einem längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen hat, mit dem er am wesentlichsten in den Kreis der Leser gedrungen ist, welchen man „das Volk" nennt, das ist die seit 1844 erscheinende „Weltgeschichte für das Volk," an welcher sich besonders bis zum 8. Bande der Dr. G. L. Kriegk betheiligt hat. Dies Werk ist ohne Widerrede ein Meisterstück der populair-historischen Literatur, und steht nicht nur in der deutschen, sondern in allen Literaturen überhaupt einzig und unerreicht da. Es verbindet dieses Werk den ganzen Werth strengster Forschung und zu Autorität gelangter Beurtheilung mit einem geeigneten, vortrefflichen Styl und allgemein

verständlicher Behandlungsweise, und verdient die Beachtung jedes Gebildeten, der nach einer seinen Bedürfnissen entsprechenden Darstellung der Weltgeschichte sucht.

Wir empfehlen darum dieses Werk auf das Angelegentlichste, und glauben diese Empfehlung wesentlich zu begründen durch die Mittheilung von zwei Proben, welche wir aus dem zweiten und aus dem fünften Bande entnommen haben. Die erstere gehört der griechischen, die andere der älteren deutschen Geschichte an; sie folgen hier.

Geistiges Leben und moralischer Zustand der Griechen in der Zeit vom Beginn der Perser-Kriege an bis auf Alexander den Großen.

---

1. Sittlicher Zustand.

Die hundert und fünfzig Jahre, welche vom Beginn der Perser-Kriege an bis zu Alexander's Thronbesteigung verflossen, umfassen die höchste Blüthe des griechischen Geistes und Lebens, zugleich aber auch den beginnenden Verfall desselben. Athen war in dieser Zeit der Mittelpunkt der griechischen Welt, und gab in jeder Beziehung so sehr den Ton an, daß an den inneren Zuständen und geistigen Bestrebungen dieser Stadt der Charakter des ganzen griechischen Lebens erkannt werden kann. Selbst als der politische Einfluß der Athener gesunken war, erhielt sich diese Bedeutung derselben noch eine lange Zeit hindurch. Athen beherrschte noch lange den Geist und die Sitten der

Nation, nachdem seine politische Herrschaft über Griechenland bereits an Theben und Macedonien übergegangen war. Uebrigens hängt der sittliche Zustand der Athener, wie der des gesammten griechischen Volks, auf das innigste mit der Entwickelung des politischen Lebens zusammen. Athen verdankte die große Bildung, welche seine Bürger auszeichnete, seiner trefflichen Staatsverfassung und den über die Perser errungenen Siegen, durch welche der Geist seiner Bürger gehoben und mit großartigen Gedanken erfüllt wurde. Die Verfassung artete aber nach und nach in eine schrankenlose Demokratie aus, die erlangte Macht brachte Uebermuth und Herrschsucht hervor, der erworbene Reichthum führte den Luxus und die Schwelgerei herbei, und so mußte mit der höchsten Blüthe des athenischen Staats auch die sittliche Entartung seiner Bürger beginnen.

Das Leben der alten Griechen, namentlich in den demokratischen Staaten dieses Volks, war ein Leben der Bewegung und in sich selbst so abgeschlossen, daß alle Beziehungen, alle Genüsse, Beschäftigungen und Bestrebungen in einander eingriffen und von einander abhingen. Nichts war bei den Griechen vereinzelt, und wie der Staat, seiner Verwaltung nach, wirklich aus der verbundenen und für einander thätigen Gesammtheit aller Bürger bestand, so übten auch alle Verhältnisse des Lebens fortwährend einen Einfluß auf ihn aus, und wurden selbst wieder durch die in ihm vorgehenden Veränderungen umgewandelt. Aus diesem Grunde mußten sich gerade in der Zeit der größten politischen Bewegungen Athen's einerseits die Poesie und Kunst am raschesten entwickeln, andererseits aber durch die im Staate auflebende Parteiwuth und Herrsch-

sucht die Moral Veränderungen erleiden, welche nothwendiger Weise in alle Klassen und Verhältnisse eindrangen. Diese Veränderungen sind oben in der Erzählung der politischen Geschichte Griechenlands, mit deren wechselnden Ereignissen sie gleichen Schritt hielten, angegeben worden. Es bedarf daher zur Darstellung des sittlichen Zustands der Griechen in der Zeit vor Alexander dem Großen nur einer Zusammenstellung und weiteren Ausführung dessen, was bereits früher angedeutet worden ist.

Der moralische Zustand des griechischen Volks war während der angegebenen Zeit in fortwährendem Sinken begriffen, und am Ende derselben waren sogar die unentbehrlichen Stützen der Sittlichkeit, die Religion, das moralische Gefühl und der Sinn für wahre Ehre, aus der herrschenden Klasse in den griechischen Staaten fast ganz geschwunden. Wie sehr zuletzt die große Mehrzahl der Staatsmänner entartet war, leuchtet fast aus jedem einzelnen Ereigniß der inneren Geschichte jener Zeit hervor, sowie aus den Gerichtsverhandlungen, deren Ueberreste sich in den Schriften der griechischen Redner erhalten haben. Das einzige Beispiel des Timotheus, eines der ausgezeichnetsten athenischen Generale, kann genügen, um zu zeigen, wie sehr bei dem größten Theile der Männer, welche an der Spitze der griechischen Freistaaten standen, sogar der Sinn für sittlichen Werth und die Scheu vor öffentlicher Entehrung geschwunden waren. Timotheus schwur einst in der Volksversammlung, und verband einen Fluch gegen sich und seinen Stamm mit diesem Eide, daß er den Iphikrates anklagen wolle, um die Ausstoßung desselben aus der Bürgerschaft zu bewirken; aber statt diese vor dem gesammten Volke

auf das feierlichste übernommene Verpflichtung zu erfüllen, vermählte er kurz darauf seine Tochter mit dem Sohne des Iphikrates, weil er dabei seinen Vortheil fand. Demosthenes trug bei einem Processe, den er um einiger tausend Gulden willen für einen Andern gegen Timotheus zu führen hatte, kein Bedenken, dem im Staate so hochstehenden Manne jenen Eidbruch öffentlich vor den Richtern vorzuwerfen, und die Erklärung auszusprechen, daß er dem Timotheus den Eid nicht zuschiebe, weil derselbe durchaus keine Scheu vor heiligen Dingen habe, und jeden Eid leisten würde, wenn er dabei nur etwas gewinnen könne. Freilich waren die Menschen damals, wie sie immer zu sein pflegen, wenn sich in einzelnen großen Städten aller Reichthum und alle Genüsse, erlaubte und unerlaubte, beisammen finden; aber es muß doch sehr weit gekommen sein, wenn diejenigen, welche einen Staat leiten, öffentlich des Meineids schuldig erkannt werden, und doch ihre Stellung behaupten.

Wie traurig mußte es mit dem religiösen Gefühl eines Volkes stehen, bei welchem der Meineid fast nicht mehr als ein Verbrechen angesehen wurde! Die Religion hatte ihr Ansehen und ihre Kraft verloren, und galt den Häuptern der Staaten nur für ein Gaukelspiel. Das phokische Volk und die von ihm geworbenen Raubhorden scheuten sich nicht, zu wiederholten Malen den heiligsten Tempel Griechenlands zu plündern, und die Opfergaben der Vorzeit zur Führung des Krieges und zur Befriedigung der rohesten Sinnenlust anzuwenden. Dies war aber nicht etwa das einzige Mal, daß man sich am Heiligsten vergriff, sondern schon vor dem Tempelraube der Phokier hatten Andere in andern griechischen Ländern dasselbe gethan.

Der Tyrann Dionysius der Aeltere von Syrakus, welcher in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Christo lebte, plünderte, um sich Geld zu verschaffen, die angesehensten Tempel der Griechen in Unteritalien und Sicilien, und erlaubte sich dabei sogar noch höhnenden Spott über die Götter. Als er z. B. einst einer Jupiter-Statue ihren goldenen Mantel abnehmen ließ, sagte er scherzend zu seiner Umgebung, er wolle den Jupiter von der unnützen Last seines Mantels befreien, denn dieser sei ja im Sommer zu schwer und im Winter zu kalt. Wie Dionysius und die Führer der Phokier, machten es auch Iphikrates und seine Truppen. Als dieser General einst, nach der Einnahme von Korcyra, sein Schiffsvolk fragte, was er mit den in den Tempeln der Stadt gefundenen Weihgeschenken anfangen solle, erhielt er zur Antwort: er möge sich nicht darum bekümmern, was den Göttern gehöre, sondern wie er seine Soldaten bezahle.

Diese Angriffe auf die Religion, durch welche die sittliche Verdorbenheit immer mehr gesteigert ward, blieben nicht blos bei dem äußeren Cultus und dem Eigenthum der Götter stehen, sondern auch der Glauben selbst wurde in seinem innersten Wesen erschüttert. Statt des, schon in den Homerischen Gedichten ausgesprochenen sittlichen Gefühls und statt der poetischen Religion der Tragiker wurde dem Volke politische Weisheit und prosaische Weltklugheit gepredigt, und die Wissenschaft der Sophistik oder die Kunst, alle Dinge spitzfindig zu behandeln und zu seinen eigenen Zwecken beliebig zu wenden und zu drehen, wurde die Weisheit, nach welcher Alle strebten, und die bei der Handhabung der Staatsangelegenheiten einem jeden unent-

behrlich war. Unter diesen Umständen blieb von der alten Religion nur das Gerüst stehen, der innere Bau und die Grundlage derselben stürzten zusammen, und es erfolgte in Griechenland, was auch im neueren Italien schon längst eingetreten ist, und was den Jesuiten als Ziel und Plan vorgeworfen wird, daß nämlich nur der Pöbel an die Götter glaubte, die Regierenden aber sich dieses Glaubens zu ihren persönlichen Zwecken bedienten. Die Letzteren gebrauchten Religion und Cultus, so oft es ihnen nöthig und nützlich schien, als Maschinerie; die durch Sophisten verbildeten mittleren Stände aber entwarfen sich ein eigenes System über Welt und Menschheit, und verlachten das ganze überlieferte Religionswesen; der Pöbel endlich ließ sich, weil er zum Denken zu träge war, von dem Glanz der Tempelfeste und von den mit dem Gottesdienste verbundenen Gräueln der sinnlichen Lust hinreißen, und versank immer tiefer in den Schmutz des Aberglaubens. Dazu kam noch, daß damals, wie zu allen Zeiten unter gleichen Umständen, neben dem Unglauben auch der Mysticismus zu wuchern begann; denn dieser ist einem entnervten Geschlecht stets willkommen, weil dasselbe zum Phantasiren immer noch Kraft genug hat, und der matte, nur passiv sich regende Geist in unklaren Empfindungen und Vorstellungen die ihm allein erwünschte halbthätige Beschäftigung sucht. Damals fanden deshalb die Schwärmereien, welche aus der bei den Pythagoreern aufgekommenen Geistesrichtung sich entwickelt hatten, eine ungemein günstige Aufnahme in Griechenland, und auch der Philosoph Plato trug nicht wenig dazu bei, daß statt der alten sinnlichen und poetischen Religion des griechischen Volkes mystische Systeme überhand nahmen.

Neben dieser religiösen Entartung kam in jener Zeit eine große Rohheit und Unmenschlichkeit auf, welche durch die herrschende geistige Bildung ebensowenig gehemmt wurde, als der Unglauben und Aberglauben durch die Schwärmereien des Mysticismus. Dieser gräßliche Charakterzug der Zeit war eine Folge der eingeführten Sklaverei. Es werden uns Abscheulichkeiten berichtet, durch welche die mißhandelten Sklaven und ihre Herren auf gleiche Weise herabgewürdigt wurden. Der geringsten Sache wegen gab man Sklaven der Folter preis, und zwar nicht etwa nur, um das Eingeständniß ihrer eigenen Vergehen zu erpressen, sondern auch um von ihnen als bloßen Zeugen über irgend einen Vorfall Auskunft zu erhalten. Es wurden zuweilen sogar ohne gerichtliche Procedur Sklaven von einzelnen Bürgern gefoltert, weil man irgend einen Argwohn gegen sie hegte. Mitunter erlaubte man sich auch gegen Freie ähnliche Gräuel und Mißhandlungen, diese wurden aber freilich stets strenge bestraft, wenn anders irgend jemand seinen Vortheil dabei fand, die Sache vor das Gericht zu bringen.

Gegen dergleichen Barbareien bildet die Ueberfeinerung und Glätte der damaligen Griechen, besonders der Athener, einen recht schneidenden Gegensatz. Die Schriften aus jener Zeit zeigen in dem herrschenden Ton des Verkehrs eine durch die feinsten Schattirungen sich auszeichnende Urbanität, die attische Ausdrucksweise galt noch in späteren Zeiten für das Muster einer bescheidenen, von Rechthaberei und steifer Behauptung freien Sprache, und doch waren Rohheiten, wie die angeführten, unter den feinen und gefühlvollen Athenern etwas Gewöhnliches. Selbst bei den angesehensten Leuten kamen mitunter Scenen von wahr-

haft brutaler Art vor. So z. B. schimpften Demosthenes und Aeschines, die beiden größten Redner des Alterthums, deren Schriften sich doch so sehr durch jene attische Feinheit im Ausdruck auszeichnen, in ihren Reden einander auf die gröbste Weise; sie ließen sich gegenseitig zu Vorwürfen herab, wie sie unter uns kein gesitteter Mann einem andern machen würde, und in den großen Meisterwerken der Beredsamkeit, welche beide Männer uns hinterlassen haben, kommen Worte vor, die wir nur von Fischweibern zu hören gewöhnt sind. In den Werken des Demosthenes befindet sich eine gegen Meidias gehaltene Anklage-Rede, welche dadurch veranlaßt wurde, daß Meidias, einer der angesehensten Männer Athen's, den gleichfalls höchst angesehenen Demosthenes im Theater mit Orfeigen und Faustschlägen mißhandelt hatte.

Ein ebenso großer Contrast zeigt sich in der äußeren Erscheinung der Menschen jener Zeit. Eines Theils war die alte Einfachheit und echte Großartigkeit des Sinnes zurückgeblieben, und man konnte, wie das Beispiel des Epaminondas zeigt, die ersten Stellen im Staate bekleiden, ohne Reichthum zu besitzen und äußeren Glanz zu zeigen; anderes Theils aber war von Asien her die Liebe zu übermäßiger Pracht in alle griechischen Völkerschaften eingedrungen. Jene rühmliche Seite des antiken Wesens war freilich damals auch schon im Schwinden begriffen, so daß Epaminondas, Sokrates, Diogenes und andere Männer, die sich durch Einfachheit und schlichte Lebensweise auszeichneten, ihren eigenen Zeitgenossen als Erscheinungen von außerordentlicher Art bewundernswerth erschienen; aber doch lebte in den Griechen dieser Zeit immer noch so viel von dem alten Geist, daß bei ihnen, wie unter

Andern das Beispiel des, von der untersten Stufe der Gesellschaft bis zum höchsten Gipfel emporgestiegenen Iphikrates zeigt, dem Verdienst an und für sich selbst ein leichterer und sicherer Weg zu den ersten Staatsämtern offen stand, als im alten Rom oder in irgend einem Staate des Mittelalters und der neueren Zeit. Wie groß aber die Prachtliebe der Staatsmänner in jener Zeit zum Theil geworden war, und wie sehr das Streben nach eitelem Glanze sich gesteigert hatte, läßt sich nicht besser anschaulich machen, als mit den Worten des Demosthenes, welcher in einer seiner Reden dem athenischen Volk die Einfachheit der früheren Staatsmänner und die fürstliche Pracht der angesehenen Bürger seiner Zeit vor Augen führt. „In jener früheren Zeit, sagt Demosthenes, war es anders als jetzt. Damals war alles, was dem Staate angehörte, reich und glänzend, unter den einzelnen Bürgern aber zeichnete sich äußerlich keiner vor dem andern aus. Noch jetzt kann jeder von euch sich durch eigenen Anblick überzeugen, daß die Wohnungen eines Themistokles, eines Miltiades und aller übrigen großen Männer der Vorzeit durchaus nicht schöner und ansehnlicher waren, als die ihrer Mitbürger. Dagegen sind die zu ihrer Zeit errichteten öffentlichen Gebäude und Denkmale so großartig und prachtvoll, daß sie ewig unübertrefflich bleiben werden; ich meine die Propyläen, die Arsenale, die Säulengänge, die Hafenbauten des Piräus und andere öffentliche Werke unserer Stadt. Jetzt aber giebt es Staatsmänner, deren Privatwohnungen viele öffentlichen Gebäude an Pracht überbieten, und welche so große Landgüter zusammengekauft haben, daß die Felder von euch allen, die ihr hier als Richter versammelt seid, an Ausdehnung den-

selben nicht gleichkommen. Was dagegen jetzt von Staatswegen gebaut wird, das ist so unbedeutend und ärmlich, daß man sich schämen muß, davon zu reden."

Daß zugleich mit dieser übermäßigen Prachtliebe, welche durch die vielen Gesandtschaften nach Persien ungemein gefördert ward, auch Schwelgerei und die schändlichsten Laster sich in die griechischen Staaten einschlichen und die Sitten verpesteten, läßt sich von selbst denken. Ausschweifungen jeder Art waren damals in den größeren Städten Griechenlands herrschend geworden; sie bildeten nächst der Eitelkeit das Hauptübel der Gesellschaft, und standen im schneidendsten Contrast mit der durch die Gesetze gebotenen Sittenzucht. Die Reden, die sich aus den gerichtlichen Verhandlungen jener Zeit erhalten haben, berichten wahre Gräuel der Sittenlosigkeit; sie liefern dadurch aber zugleich auch den Beweis, daß Staaten, in welchen die ärgsten Laster so häufig begangen und fast täglich in öffentlicher Gerichtssitzung besprochen wurden, als selbstständige Republiken unmöglich fortbestehen konnten.

Eitelkeit und Schwelgerei führen in ihrem Gefolge immer auch den Eigennutz und die Habsucht mit sich, und so bilden denn auch diese Laster einen Haupt-Charakterzug jener Zeit. Das Streben nach Geld war so allgemein herrschend, daß ein Mann, der wie Epaminondas ganz frei davon war, seinen eigenen Zeitgenossen eine befremdende Erscheinung war. Diese Gier nach Reichthum hatte die größte Bestechlichkeit, sowie den Misbrauch der anvertrauten Gewalt zur Folge. Die gerichtlichen Reden, welche sich aus jener Zeit erhalten haben, sind mit Beispielen der schamlosesten Bestechung und der gröbsten aus Habsucht hervorgegangenen Verletzung der dem Staate schul-

digen Pflichten angefüllt. So ward z. B. einmal in Athen vor Gericht durch Zeugen bewiesen, daß der Redner Demosthenes, um seinem Gegner zu schaden, einem armen, aber ehrenhaften Manne dritthalbhundert Gulden unseres Geldes angeboten habe, wenn derselbe seinem eigenen Weibe öffentlich eine Schande andichten, das Doppelte dieser Summe aber, wenn er eine solche Lüge noch dazu vor den Richtern eidlich beschwören wolle. Zur Ehre der Menschheit können wir hinzusetzen, daß jener schlichte Bürgersmann dem großen und berühmten Redner die schöne Antwort ertheilte: er sei zwar blutarm, allein Demosthenes irre sich, wenn er meine, daß ihm jedes Mittel zu Geld zu kommen recht sei; denn so etwas, wie derselbe ihm zumuthe, werde er nimmermehr thun.

Wie groß die Verkäuflichkeit der Staatsmänner war, ist aus den früheren Angaben über die persischen und macedonischen Bestechungen bekannt, sowie insbesondere auch aus dem, was bei der Erwähnung der Gesandtschaft des Pelopidas nach Susa mitgetheilt worden ist. Die Anführer der Truppen benahmen sich in ihrer Habgier oft so, daß man sie nur mit Räuberhauptleuten vergleichen kann; meistens waren sie auch nichts Anderes. Zur Zeit Philipp's brandschatzten dieselben auf eine gewissermaßen regelmäßig gewordene Weise die Bewohner der Küsten und Inseln, und zwangen manche mit Athen verbündeten Handelsstädte, sich durch ein großes Geldgeschenk von ihnen loszukaufen, um nur zu verhüten, daß ihre Kauffahrteischiffe als gute Prise weggenommen würden. Freilich war die finanzielle Lage des athenischen Staats damals so beschaffen, daß den Feldherrn und Admiralen oft nichts Anderes übrig blieb, als den Krieg wie

Räuber zu führen und die Bundesgenossen auszuplündern; denn nicht selten erhielten die Truppen lange Zeit hindurch gar keinen Sold, und waren also genöthigt vom Raube zu leben.

Bei so bewandten Umständen brachten freilich die Führer der Heere und die Staatsmänner ganz andere Reichthümer zusammen, als die patriotischen Männer, welche zur Zeit der Perser-Kriege sich um Athen verdient gemacht, oder, wie ein Cimon und Perikles, unmittelbar nachher durch Aufopferung ihres eigenen Vermögens den Glanz ihrer Vaterstadt zu erhöhen gesucht hatten. Der wegen seiner Bestechlichkeit berühmt gewordene Epikrates z. B. verschaffte sich durch seine Gesandtschaft an den persischen Hof ein Vermögen von sechshundert Talenten oder anderthalb Millionen Gulden (868,000 Thlrn.), d. h. nach dem Werthe, den das Geld zu unserer Zeit hat, ein Vermögen von etwa zwölf Millionen Gulden oder sieben Millionen Thalern. Zu gleicher Zeit verringerte sich, wie überall, wo nicht Fleiß und Gewerbsthätigkeit das Haupt-Erwerbsmittel sind, neben dem ungeheueren Privatbesitze Einzelner das Gesammtvermögen des Staats, und die größte Armuth zeigte sich neben dem größten Reichthum. Die Einnahmen des Staats und der Gesammt-Erwerb seiner Bürger waren nach und nach sehr geschmälert worden. Der Ertrag der Bergwerke hatte sich sehr vermindert, weil einige Minen bereits erschöpft waren, diejenigen aber, welche die Athener lange Zeit hindurch in Thracien besessen hatten, in andere Hände gekommen waren. Die auswärtigen Besitzungen Athen's waren ebenfalls, bis auf einige wenig bedeutenden Inseln und Städte verloren gegangen. Der Handel endlich hatte sich größten-

theils nach andern Orten hingezogen. Dabei war man genöthigt, die ersten Lebensbedürfnisse von fernen Gegenden her zu holen: Attika bezog z. B. aus den Seestädten des schwarzen Meeres eine größere Menge Getraide, als irgend ein anderer griechischer Staat, und es gingen für dasselbe jährlich sehr bedeutende Summen Geldes aus dem Lande. Rhodus, Byzanz und die Städte an der Nordküste Kleinasiens hoben sich in demselben Grade, in welchem Athen's Handel sank, und diese damals politisch nicht bedeutenden Staaten häuften bei sich nach und nach die größte Masse des baaren Geldes an.

Hauptgewerbe der reicheren Athener waren übrigens, außer dem Handel und einigen eigenthümlichen Geschäften, der auf Kriegszügen ausgeübte Raub, die gegen Bezahlung oder Bestechung unternommenen Staatsgeschäfte und das Vermiethen von Sklaven und Soldtruppen. Doch gehörte die letztere Erwerbsquelle nicht zu den bedeutenderen, da die Zahl aller Sklaven in Attika nicht mehr als 100,000 bis 120,000 betrug, und ein Sklave damals in Athen fünfmal weniger kostete, als ein gutes Pferd. Dagegen waren gewisse aus der sittlichen Entartung der Zeit hervorgegangene Gewerbe, sowie die Wissenschaft und Kunst wichtige Erwerbsmittel für Athen und andere Städte geworden. Athen war der Sitz der Sophistik, der Schmeichler- und Advokatenkünste und des höchsten Grades der Buhlerei, und ein Theil seiner Einwohner bediente sich dieser Verderbniß als einer einträglichen Quelle des Einkommens. Ebenso waren Kunst und Wissenschaft in Korinth, Rhodus, Syrakus und andern griechischen Freistaaten, am meisten aber in Athen, für ganze Klassen von Menschen ein Geschäft und Gewerbe

geworden; denn durch die monarchischen Verhältnisse, welche zu jener Zeit in und um Griechenland Wurzel faßten, erhielten Musik, Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Tanz- und Schauspielkunst ein neues Leben, und zwar durch dieselben Umstände, welche der Poesie, der Geschichtschreibung und den Sitten verderblich wurden. In welchem Umfange durch diese Unterstützung die Künste zunahmen, kann man daraus ermessen, daß Alexander der Große zu den gymnastischen und musikalischen Wettkämpfen, die er bei dem Leichenbegängnisse seines Freundes Hephästion anstellte, nicht weniger als dreitausend Künstler zusammenrufen ließ. Viele griechischen Schauspieler, welche entweder bloße Possenreißer oder auch wirkliche Künstler im tragischen und komischen Fache waren, wanderten zu Philipp II., zu den syrakusanischen Herrschern Dionysius I. und II., zu den cyprischen Fürsten, ja sogar zu den persischen Königen, und erwarben sich an den Höfen dieser Fürsten durch Talent und Schmeichelei beträchtliche Reichthümer. Athen war und blieb für alle Künste der wichtigste Ort, und behauptete, auch nachdem seine politische Macht bereits größtentheils geschwunden war, seine alte Bedeutung. Die Mehrzahl der Künstler jener Zeit, deren Namen uns überliefert worden sind, waren Athener oder doch wenigstens in Athen gebildet worden. Ganz besonders galt das atheniſche Theater in allen Gegenden, in welchen griechisch gesprochen wurde, als Muster. Ueberall legte man auf das Urtheil des griechischen Publikums den größten Werth, und die ausgezeichneteren unter den athenischen Schauspielern wurden von den Fürsten und Königen in so hohen Ehren gehalten, daß sie dadurch sogar für die Staatsverhältnisse eine

Bedeutung erhielten, die wohl einzig in der Geschichte ist.

2. Bildung und geistiges Leben im Allgemeinen.

Die Betrachtung des geistigen Lebens eines Volkes hat in der Weltgeschichte einen anderen Zweck, als in der Geschichte der Literatur und der Wissenschaften. Es kommt nämlich, für die Erkenntniß der Entwickelung des menschlichen Geschlechts, weder darauf an, daß man den Werth bestimme, welchen die einzelnen Werke des Geistes in ästhetischer Hinsicht haben, noch auch daß man den bloßen Einfluß derselben auf die Wissenschaften und deren Gedeihen ermittle; sondern es muß das Verhältniß erforscht werden, in welchem die Schriften einer Nation zu dem herrschenden Geist der verschiedenen Zeiten standen. Die literarischen Werke eines Volks werden also in der Weltgeschichte einerseits nur als der Ausdruck dessen betrachtet, worin das eigentliche Wesen der verschiedenen Entwickelungsstufen einer Nation bestanden hat, andererseits aber zugleich auch als eines der Mittel, durch welches dieses bestimmt und gestaltet worden ist. Wenn folglich, bei der eigentlichen historischen Betrachtung, der größere oder geringere Werth einer Schrift festgesetzt werden sollte, so würden dabei ästhetische oder rein literarische und wissenschaftliche Rücksichten durchaus nicht den Maßstab bilden, sondern es käme nur auf die Beziehung an, in welcher das Werk eines Schriftstellers zu seiner Zeit stand, oder auf die Frage, in wiefern dieser in demselben einen Spiegel seiner Zeit

uns hinterlassen, und durch seine Schriften die Entwickelung seines Volkes überhaupt gefördert oder gehemmt hat. Es soll aus den Schriften einer Nation die Cultur derselben erkannt werden, sowie der Geist, auf welchem alle politischen, moralischen und geselligen Verhältnisse einer gewissen Zeit beruhen.

Die anderthalb Jahrhunderte vom Beginn der Perser-Kriege an bis zu Philipp's II. Tod umfassen denjenigen Zeitraum, in welchem alle griechischen Bildungsformen und alle nicht schon vorher vollendeten Klassen der griechischen Literatur, mit Ausnahme der Mathemathik und der realen Wissenschaften den höchsten Grad ihrer Entwickelung erlangten; und zwar kam bei den Griechen ein Theil der Geistesbildung nach dem andern zur Blüthe, zuerst die dramatische Poesie, dann die Geschichte, hierauf die Philosophie und die Redekunst und zuletzt die mathematischen und realen Wissenschaften. Von diesen fünf Abtheilungen menschlicher Wissenschaft erhielten die vier ersten ihre eigentliche Entwickelung und ihre Vollendung bei dem athenischen Volke, die fünfte aber in Alexander's Reich und in den Staaten, welche aus diesem hervorgegangen sind.

Athen war, in der unserer Betrachtung vorliegenden Periode, der Mittelpunkt und gleichsam die Seele des geistigen Lebens der Griechen. Der ganze Gang der Bildung des geistreichsten Volkes der Welt und der wechselnde Charakter seiner Literatur entsprachen dem Gange der Dinge im athenischen Staate und den jedesmaligen Verhältnissen desselben. Den kräftigsten Aufschwung erhielt zwar die griechische Bildung durch den großen Nationalkampf gegen die Perser; aber da der Angriff dieses Volkes vorzugsweise auf Athen ge-

richtet war, und die Athener mehr als jede andere griechische Völkerschaft zu dem glücklichen Ausgang des persischen Krieges beitrugen, so steht auch diese wichtigste äußere Anregung aller geistigen Bestrebungen der Griechen in der unmittelbarsten Beziehung zu dem atheniſchen Volk.

Die griechische Bildung der Zeit, in welcher Athen zugleich der Sitz und die Quelle derselben war, zerfällt ihrem Grundwesen nach in zwei allmälig in einander übergehende Haupt-Epochen, in die Zeit ihrer höchsten Blüthe, welche bis in den peloponnesischen Krieg hinein reichte, und in die Zeit des Verfalls, die mit dem Mißbrauch des Sieges über die Perser ihren ersten Anfang nahm. Die Werke beider Zeiten tragen den Charakter des herrschenden politischen und moralischen Geistes an sich. In denen der ersteren Zeit zeigt sich noch die unverdorbene Kraft und das lebendigste Selbstbewußtsein einer geistig und moralisch tüchtigen Nation; griechischer Freiheitssinn, angeborene Ordnungsliebe und strenger Gehorsam sowohl gegen die Götter, als auch gegen die Gesetze des bürgerlichen Lebens werden in diesen Werken überall gegen die wilde Phantasie, den blinden Gehorsam und die rohe Gewalt des Orients in einen scharfen Contrast gestellt. In den Schriften der zweiten Zeit dagegen spricht sich ebenso klar und bestimmt der Misbrauch des Sieges und die Entartung der guten alten Zucht aus, und die literarischen Werke dieser Periode geben das Sinken des politischen und moralischen Lebens auf das entschiedenste zu erkennen. So zeigt sich, in der Aufeinanderfolge der griechischen Schriftsteller dieser beiden Perioden, zuerst die einem großen Zeitalter eigenthümliche reine Begeisterung und ungeschwächte Kraft

und hierauf der allmälige Fortgang von dieser höchsten Höhe echter Bildung bis zu den, vorzugsweise durch Glätte und Gefälligkeit sich auszeichnenden Erzeugnissen eines zwar gebildeteren, aber auch minder kräftigen Geistes. Das Erstere wird vorzüglich durch einzelne große Männer ausgesprochen, diese erzeugen die vollendeten Bildungen und Schöpfungen des Genie's, welchem die Regel und Vorschrift des Verstandes zwar klar geworden ist, aber ohne daß die Fülle der Phantasie dadurch geschwächt ward. Das Zweite besteht in Meisterwerken der bloßen Kunst, die statt der reinen Begeisterung durch Regeln und Beispiele geleitet wird, und nicht eigentlich schöpferisch thätig ist, sondern vielmehr hauptsächlich nur die Gedanken und den Ausdruck zu ordnen versteht; dies ist das Werk des bloßen Talents.

In demselben Grade, in welchem die Kraft, Einfalt und Natur abnahmen, und die aus reiner Begeisterung hervorgegangenen Werke seltener wurden, nahm die Bildung an Umfang zu, und an die Stelle der ungeschwächten natürlichen Kraft trat die Kunst. Die Menschen wurden kenntnißreicher und gebildeter, verloren aber dagegen immer mehr den echten Sinn für das Bessere und Höhere; sie wurden feiner und reizbarer im Empfinden, büßten aber dafür das kräftige, natürliche Gefühl der früheren Zeit ein. Statt daß vorher das allen Menschen innewohnende Bewußtsein des Höheren die Seelen erfüllt und belebt hatte, strebte man jetzt nach einer rein intellectuellen Erkenntniß des Lebens und seines Urgrundes. Die Menschen gewannen auf diesem Wege an Erfahrung und Philosophie, verloren aber an Geist und Kraft, an deren Stelle das Wissen und die Kunst traten; sie

wurden gewandter und gefälliger, aber auch prosaischer, träger und mattherziger. Die Gesammtheit der Bürger endlich war nicht mehr, wie früher, fast gleich gebildet, sondern sie sonderte sich, ihrer Fassungskraft und ihren geistigen Bedürfnissen nach, in Stufen und Klassen von einander; die Werke der Literatur konnten also auch nicht mehr für die ganze Nation, sondern nur für einen einzelnen Theil derselben geschrieben werden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei diesem Gange, welchen das geistige Leben der Griechen nahm, die Bildung immer weniger um ihrer selbst willen geliebt und erstrebt wurde, oder mit andern Worten, daß dieselbe im Verlauf der Zeit immer mehr ein Mittel zu andern Zwecken und folglich auch immer mehr eine bloße Form ward. Zwei Zwecke waren es hauptsächlich, welchen sie dienen mußte: die Befähigung zum feineren geselligen Verkehr, die, in Verbindung mit dem Bedürfniß der Unterhaltung, den Menschen das Wissen und die Bildung wünschenswerth machte, und der Nutzen, welchen Kenntnisse und geistige Gewandtheit für das handelnde Leben und seine Zwecke gewährten. So lange die republikanische Freiheit selbstständig fortdauerte, beschränkte sich das Letztere nur auf die Zwecke des Staatslebens, und die Bildung war daher bis auf Alexander's Zeit vorzugsweise eine politische. Sobald aber das monarchische Element im griechischen Volke das Uebergewicht erhielt, wandten sich Wissen und Bildung mehr den Zwecken des Privatlebens zu, und erhielten vorzugsweise eine Bedeutung für die Industrie und die Formen des gesellschaftlichen Lebens. Mit andern Worten, die Bildung der griechischen Nation wurde im

Verlauf der Zeit immer formeller, äußerlicher, gelehrter und oberflächlicher. Aus diesem Grunde ist es auch ganz natürlich gewesen, daß bei den Griechen zuerst die dramatische Poesie, hierauf die Geschichte, die Philosophie und Redekunst, und endlich die mathematischen und realen Wissenschaften blühten.

Auch mußte wegen dieses Ganges der griechischen Bildung eine Erscheinung eintreten, welche von Philipp's Zeit an immer deutlicher sichtbar wird. Die Wissenschaft und Literatur gaben nämlich einzelnen Männern und Staaten in demselben Grade eine größere Bedeutung, in welchem die Bildung wissenschaftlicher und gelehrter wurde, und sich mehr auf das äußere Leben richtete. Einzelne Schriftsteller und einzelne als Mittelpunkt der Literatur ausgezeichnete Staaten erhielten dadurch, namentlich zur Zeit Philipp's und Alexander's, ein Ansehen und einen Einfluß, welche sonst nur durch Macht und Reichthum erlangt werden. Beispiele davon sind Euripides, Plato und andere Männer, welche von dem macedonischen König Archelaus und den beiden syrakusanischen Herrschern Dionysius mit so großer Ehre behandelt wurden, sowie der Werth, den diese und andere Fürsten auf die Meinung und das Urtheil des athenischen Volkes legten. Noch mehr aber zeigt sich dies in der Stellung, die der Philosoph Aristoteles durch Philipp II. erhielt und unter Alexander dem Großen behauptete, in der sehr großen Freigebigkeit, mit welcher der Letztere die wissenschaftlichen Arbeiten dieses und anderer Philosophen unterstützte, sowie endlich in der Rolle, welche Athen zur Zeit Philipp's und Alexander's noch fortwährend spielte. Die Athener verloren durch Philipp ihren ganzen politischen Einfluß auf Griechenland; allein ihren lite-

rarischen Ruhm und den Vorzug, daß ihr Lob und ihr Tadel in allen Angelegenheiten der Literatur und Kunst entscheidend waren, behaupteten sie in so hohem Grade, daß man sagen kann, die beiden großen Makedonier seien in dieser Hinsicht ebenso sehr ihnen unterwürfig und tributpflichtig geworden, wie umgekehrt die Athener als Volk in die Abhängigkeit derselben gerathen waren.

3. Dichtkunst.

Die vorherrschende Dichtkunst dieses Zeitraumes war die dramatische. Die lyrische Poesie, welche in der zunächst vorhergehenden Zeit vorgewaltet hatte, trat jetzt in den Hintergrund. Der größte lyrische Dichter des Alterthums, Pindarus, lebte zwar zur Zeit der Perser-Kriege, aber er war eine einzeln dastehende Erscheinung, und übte keinen anregenden und bestimmenden Einfluß auf die fortschreitende Entwickelung des griechischen Volks aus, sondern seine Werke sind als der Schluß und die höchste Vollendung derjenigen Dichtungsart anzusehen, welche bis zum Beginne dieser Zeit vorzugsweise geblüht hatte.

Pindar, welcher ungefähr von 522 bis 440 v. Chr. lebte, war in Theben oder einem andern Orte des thebanischen Gebiets geboren, und gehörte also demjenigen Theile des griechischen Volks an, der zu allen Zeiten wegen seiner großen Rohheit und Unmäßigkeit verschrieen war: die Namen Pindar's und der Dichterin Korinna sind fast die einzigen böotischen Namen von Bedeutung, welche in der Geschichte der griechischen Literatur vorkommen. Pindar lebte einige Jahre am Hofe des glänzenden Herrschers Hiero I. von Sy-

rakus, welchen er, sowie auch den Tyrannen Theron von Agrigent und einige andere Fürsten Siciliens und Thessaliens, für reichen Lohn in seinen Gedichten besang. Von den Werken Pindar's haben sich, außer einigen Bruchstücken anderer Gedichte, nur fünfundvierzig sogenannte Epinikien oder Lobgesänge auf die Sieger in den vier großen griechischen Nationalspielen erhalten. —

Die dramatische Poesie ist eine Erfindung der Griechen, bei welchen dieselbe auch stets eine größere Bedeutung hatte, als bei allen andern Völkern der Erde. Das griechische Drama hatte einen religiösen Ursprung, und ging seiner äußeren Form nach aus der lyrischen Poesie und der Tanzkunst hervor. Es war nämlich bei den Griechen gebräuchlich, die Götter an ihren Festtagen durch einen Lobgesang zu verherrlichen, der von einem Chor gesungen wurde. Dieser Gesang war von einem Tanze begleitet, dessen Charakter, wie der aller andern Tänze der Griechen, darin bestand, daß durch die tanzend dargestellten Figuren gewisse Vorstellungen und Empfindungen in dem Zuschauer geweckt wurden. In jenem Lobgesange wurden einzelne Mythen behandelt, der ihn begleitende Tanz aber entsprach dem Inhalte desselben, und es wurde also bei religiösen Festen durch Gesang und Tanz eine bestimmte Handlung dargestellt. Aus dieser Darstellung entwickelte sich nach und nach die dramatische Dichtkunst. In welchen einzelnen Abstufungen dieselbe allmälig entstand, ist uns unbekannt. Wir wissen nur, daß die dramatische Poesie vorzugsweise aus den Festen des Bakchus, dessen Mythen von besonders mannichfaltigem Inhalt waren, hervorgegangen ist, daß Attika dasjenige Land war, in welchem

sie zuerst entstand, und daß nach der Meinung des Alterthums der attische Dichter Thespis, ein Zeitgenosse Solon's, es war, welcher zuerst einen Schauspieler neben dem Chor aufstellte, und so den Dialog in die Darstellung brachte. Thespis wird deshalb der Erfinder des Drama's genannt, obgleich anderen Angaben aus dem Alterthum zufolge diese Poesie vielleicht schon früher entstanden ist. Aeschylus fügte, um das Jahr 500 v. Chr., zuerst einen zweiten Schauspieler hinzu, und damit war eigentlich erst das Drama seiner Form nach vollendet. Uebrigens bildeten schon vor Aeschylus nicht mehr blos Mythen die Gegenstände der Darstellung, sondern auch Zeitbegebenheiten wurden bereits auf die Bühne gebracht; Phrynichus z. B., der Schüler des Thespis, stellte die 494 v. Chr. Statt gefundene Eroberung von Milet durch die Perser dramatisch dar.

Der Namen Drama, welchen diese Gattung der Dichtkunst von den Griechen erhielt, bedeutet wörtlich so viel als Handlung. Ueber den Ursprung der Namen Tragödie und Komödie sind die Meinungen der Gelehrten verschieden. Der letztere Namen ist nach der Ansicht der Meisten durch Freudengesang zu übersetzen und würde also dem deutschen Worte Lustspiel entsprechen; Einige aber geben ihm eine andere Ableitung, nach welcher er soviel als Dorfgesang bedeuten würde, und seinen Grund darin gehabt hätte, daß die Tragödie viel früher, als die Komödie, in städtischen Theatern aufgeführt worden wäre, und daß deshalb das Lustspiel, als eine lange Zeit nur in Dörfern gebräuchliche Darstellung, von diesen seinen Namen erhalten hätte. Das Wort Tragödie bedeutet soviel als Bocksgesang und ist dadurch entstanden, daß

bei den Bakchus-Festen ein Bock geopfert wurde, oder, wie Andere meinen, daß bei denselben mehrere Dichter wetteifernd auftraten, und derjenige von ihnen, dessen Lobgesang als der beste anerkannt wurde, einen Bock zum Geschenk erhielt, oder endlich, daß der tanzende und singende Chor die Satyrn vorstellte, welche der Mythe nach zu dem Gefolge des Bakchus gehörten, und mit Bocksfüßen abgebildet wurden.

Das Drama der Griechen, dessen Darstellung im Einzelnen kein Gegenstand der Weltgeschichte ist, war in mehr als Einer Hinsicht von dem unsrigen sehr verschieden. Nicht blos war der Chor, welcher das lyrische Element des Stückes bildete, und der neueren dramatischen Kunst fremd ist, ein wesentlicher Theil des griechischen Drama's, sondern die theatralischen Vorstellungen wurden auch fortwährend als ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes angesehen, und fanden deshalb zu Athen nur zweimal im Jahre, an den beiden großen Bakchus-Festen, Statt; endlich aber hing, was für die Geschichte des griechischen Volkes das Wichtigste ist, das Theater als eine politische Anstalt auch mit dem Staatsleben zusammen. Dasselbe war nämlich ein nationales, dem Zustande der Sitten, dem öffentlichen Leben und der Staatsverfassung angepaßtes Institut, und diente in seiner Blüthezeit vorzugsweise dazu, zeitgemäße Gedanken und Empfindungen unter den Bürgern zu verbreiten, mochte nun der Gegenstand eines Stückes ein mythischer sein oder der Zeitgeschichte angehören.

Von den beiden Klassen, in welche das Drama zerfällt, war die Tragödie oder das sogenannte Trauerspiel diejenige, die zuerst zur Blüthe kam. Die eigentliche Zeit ihrer Blüthe nahm mit dem Auftreten

eines der größten tragischen Dichter, Aeschylus, ihren Anfang, erreichte ihre höchste Höhe durch Sophokles, und begann mit dem dritten berühmtesten Tragiker des Alterthums, Euripides, zu sinken. Diese drei Männer folgten sich, ihrer Lebenszeit nach, einander so, daß im Jahr 480 v. Chr. Aeschylus als fünfundvierzigjähriger Mann in der Schlacht bei Salamis mitfocht, Sophokles als fünfzehnjähriger Jüngling an der nach dieser Schlacht gehaltenen Siegesfeier Antheil nahm, und Euripides am Tage der Schlacht selbst auf der Insel Salamis, wohin seine Eltern mit den übrigen Athenern geflohen waren, geboren wurde.

Aeschylus, welcher einem der ältesten Adelsgeschlechter Attika's angehörte, wurde 525 v. Chr. zu Eleusis geboren. Er nahm an den Schlachten bei Marathon, Artemisium, Salamis und Plataä thätigen Antheil, und zeichnete sich dabei, gleich seinem bei Marathon gefallenen Bruder Cynegirus, durch große Tapferkeit aus. Im Jahre 484 erhielt er zum ersten Male in einem dramatischen Wettstreite den Preis, den er nachher noch zwölfmal errang. In seinem höheren Lebensalter verließ er, unzufrieden mit der Ausartung der Volksherrschaft, seine Vaterstadt, und begab sich nach Syrakus, wo er an Hiero's I. Hof eine ehrenvolle Aufnahme fand. Er kehrte zwar von da noch einmal nach Athen zurück, begab sich aber bald wieder nach Sicilien, und starb daselbst 456 v. Chr. in der Stadt Gela.

Aeschylus soll nicht weniger als siebenzig oder nach einer andern Angabe achtzig Tragödien geschrieben haben, aber nur sieben derselben haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. In allen noch übrigen Werken

dieses Dichters zeigt sich das Bild einer großen Zeit und der ihr eigenthümlichen großartigen Gesinnung. Jede seiner Tragödien ist, sowohl ihrer ganzen Anlage nach, als auch in ihren Einzelnheiten mehr als menschlich erhaben und fast furchtbar hoch. Der Ernst der Mysterien, welcher als ein Zügel der wilden Demokratie gebraucht ward, durchweht alle Stücke des Aeschylus; dieser geheime Gottesdienst selbst wird von dem Dichter mit den Zeiten der ersten Entwickelung der Griechen in einen innigen Zusammenhang gebracht und folglich als uralt hingestellt, obgleich derselbe erst wenige Menschenalter vor Aeschylus in Griechenland eingeführt worden war. Ueberhaupt zeigt Aeschylus überall das Streben, das Aristokratische in der athenischen Verfassung gegen die zu seiner Zeit immer stärker werdenden Angriffe einer zügellosen Volksherrschaft zu schützen. Endlich haben fast alle Tragödien dieses Dichters eine nähere oder entferntere Beziehung zu dem griechischen Nationalkampf gegen die Perser, und heben den Gegensatz der griechischen und persischen Gesinnung und Lebensweise hervor. So bilden also die Religion und der Staat den Mittelpunkt, um den sich bei Aeschylus Alles dreht, und das Ziel, auf welches das Streben des Dichters gerichtet ist; Privat-Angelegenheiten kommen immer nur als Nebensachen vor. Auch der Grundgedanke, von welchem die einzelnen Stücke des Aeschylus ausgehen, ist jedesmal nicht sowohl eine Idee des Dichters, als vielmehr eine Idee der Zeit oder ein in der Mythe und Religion liegender Gedanke, den der Dichter nur durch sein Drama zu versinnlichen strebt.

Die Ideen, welche den einzelnen Tragödien des Aeschylus zu Grunde liegen, sind also immer entweder

politische oder religiöse oder auch beide zugleich. In demjenigen seiner Stücke z. B., welches den Titel der gefesselte Prometheus trägt, wird der Gedanken versinnlicht, daß die wahre Freiheit des Menschen nie besiegt werden kann, daß echte Seelengröße jeder Gewalt überlegen ist und auch im Unglücke glänzt, daß über jedem Tyrannen, wenn er auch noch so mächtig ist, ein vergeltendes Schicksal waltet. Der blinde Despotismus und die todte Gewalt werden also im Kampfe mit freier Seelenstärke, sicherer Vernunft und besonnenem Verstande dargestellt; das Hohe und Edle eines um den Besitz geistiger Güter kämpfenden Helden wird in Contrast gebracht mit der knechtischen Natur des gemeinen Menschen, der um des Geldes willen sich zu Allem versteht, oder mit der weichen und milden Seele, welche zwar mitempfindet und das Rohe und Schlechte ebenfalls haßt, zum Widerstreben und Helfen aber keine Kraft hat, oder endlich mit dem schmiegsamen Wesen des Alltagsmenschen, der sich, um durch die Welt zu kommen, vor jedermann bückt, und dem Unglück nichts Anderes entgegen zu setzen weiß, als auswendig gelernte Trostgründe und Sittensprüche. In einem anderen Stücke, welches die Perser betitelt ist und die Vernichtung der persischen Seemacht in der Schlacht bei Salamis zum Gegenstand hat, werden einerseits die nach Gesetz und Recht geordnete Staatsverwaltung der Griechen, ihr Gemeinsinn, das unter ihnen waltende Selbstgefühl jedes Einzelnen, sowie die Kraft, welche ein freies Volk im Kampfe für sein Dasein aus sich selbst zu schöpfen vermag, dargestellt, andererseits aber und als ein Gegensatz des griechischen Wesens der Charakter des persischen Staates oder die ungeordnete, nicht durch

ein inneres Band mit einander verknüpfte Masse von Völkern, die auf Vernichtung der individuellen Freiheit gegründete Willkür und Vergötterung des Regenten, und die Ohnmächtigkeit eines ungeheueren Heeres, das für den Gegenstand des Kampfes weder Sinn noch Gefühl hat, sondern blos durch blinden Gehorsam geleitet wird.

Eine dritte Tragödie des Aeschylus, der Agamemnon, enthält, außer einigen anderen Beziehungen, die an das siegestrunkene Athen gerichtete Warnung, daß, wie Agamemnon's Beispiel zeige, der Uebermuth im Glücke den eigenen Untergang nach sich ziehe. In einem vierten Stück, welches den Muttermord des Orestes darstellt, und die Choephoren betitelt ist, wird eines Theils der Sturz eines Usurpators als der Sieg des angestammten Rechts über die Herrschaft der angemaßten Gewalt gebilligt, anderes Theils aber der Muttermord des Orestes als ein schauderhafter Frevel gegen die kindlich religiöse Gesinnung getadelt, obgleich derselbe sogar von der Gottheit geboten worden war, weil eine solche Verletzung des heiligsten Naturgesetzes nur von der Gottheit selbst begangen werden dürfe. In den Eumeniden oder derjenigen Tragödie, deren Gegenstand die Lossprechung des Orestes von der Schuld des Muttermordes ist, führt Aeschylus seinen athenischen Mitbürgern ihren uralten, mit der Heiligkeit religiöser Weihe ausgestatteten Gerichtshof Areopagus vor, dessen Beisitzer aus den geprüften und erfahrenen Alten des Volkes bestanden. Aeschylus läßt in diesem Gerichte, welches das Urtheil über Orestes zu fällen hat, sogar die beiden Hauptgottheiten Athen's, Minerva und Apollo, auftreten, und umgiebt dieselben mit Allem, was dem Athener hehr und heilig war.

In dieser Tragödie ist es des Dichters Absicht, die alten Einrichtungen des atheniſchen Staats, an welchen die Demokraten so stark rüttelten, als heilige, mit dem Wohl des Staats unzertrennlich verbundene Anstalt darzustellen. Er will die alten Rechts-Institute, die überlieferten Gebräuche des Cultus, die erblichen Priesterschaften und die mit dem Untergang bedrohte Aristokratie erhalten haben; er reiht daher in dieser Tragödie Alles an die Götter und ihre Geschichte an, und läßt die Schutzgöttin Athen's den Bürgern der Stadt zurufen, daß gesetzliche Ordnung und die Fernhaltung jener Zuchtlosigkeit, welche bei barbarischen Völkern walte, der Zweck aller athenischen Einrichtungen, Gesetz und Recht aber die Mittel zu diesem Zwecke seien, daß die Götter selbst die alte Ordnung eingesetzt hätten, und daß also jeder, der dieselbe umzustürzen suche, gegen die Götter frevle. —

Sophokles, welcher 495 v. Chr. in einem kleinen attischen Orte geboren wurde, und 405 v. Chr. starb, lebte in jener bewegten Zeit, in welcher unter den Athenern die zügelloseste Volksherrschaft aufkam, während der Staat zugleich die größte Höhe der Macht erreichte. Auch Sophokles nahm, wie fast alle Bürger der griechischen Freistaaten, thätigen Antheil an dem politischen Leben seiner Vaterstadt, und hatte unter Andern in dem Kriege mit Samos ein Commando auf der athenischen Flotte. Im Jahr 468 v. Chr. trug er in einem dramatischen Wettstreit den Sieg über Aeschylus davon. Obgleich auch er, wie Aeschylus, ehrende Einladungen von auswärtigen Herrschern erhielt, so folgte er denselben doch nicht, sondern lebte bis zu seinem Tode in Attika; er selbst gab in einem seiner Stücke zur Freude des Volkes die Erklärung,

daß, wer bei einem Könige lebe, der Sklave desselben werde, wenn er auch mit freier Gesinnung zu ihm gekommen sei. Die Zahl der Stücke, welche Sophokles verfaßte, wird von Manchen bis auf hundert und dreißig angegeben: wahrscheinlich betrug sie aber nur etwa siebenzig. Von diesen haben sich nicht mehr als sieben vollständig erhalten.

Obgleich Sophokles ein jüngerer Zeitgenosse des Aeschylus war, und beide Dichter sogar eine Zeitlang wetteifernd neben einander glänzten, so erkennt man doch in ihren Werken einen großen Unterschied der Bildung, des geselligen Verkehrs und der leitenden Grundsätze. In Sophokles Tragödien zeigt sich schon das Perikleische Zeitalter mit seiner ganzen Regsamkeit für künstlerische Bestrebungen und mit der ganzen Beweglichkeit, in welcher dasselbe durch Rede und Dichtkunst erhalten wurde. In Sopholkes Werken finden sich keine bedeutenden Spuren mehr von der Aristokratie des Aeschylus. Die in den Tragödien des Letzteren stets so erhaben und furchtbar erscheinende Religion hat bei Sophokles einen heiteren und milden Charakter, selbst dann, wenn z. B. die schrecklichen Göttinnen der Rache erwähnt werden. Das weibliche Geschlecht, welches bei Aeschylus dem Staat und seinen Unternehmungen ganz fremd bleibt, hat bei Sophokles schon die Rolle, die zu Perikles Zeit eine Aspasia und ähnliche Frauen ihm gaben.

Ein Blick auf die einzelnen Tragödien des Sophokles wird diesen Charakter des Dichters und seiner Zeit klarer machen. In den beiden Stücken, deren Gegenstand die Geschichte des Oedipus ist, hat selbst das Grausenhafte ein freundliches Ansehen. Die Eumeniden z. B. haben einen Einfluß auf das Schicksal

des Oedipus, aber während Aeschylus diese Göttinnen der Rache einst selbst auf der Bühne erscheinen ließ, und in einem so furchtbaren Aufzug vorführte, daß das bewegliche athenische Volk dadurch tief erschüttert wurde, läßt Sophokles dieselben nicht vor den Zuschauern auftreten. Man erkennt daran, wie sehr der gebildete Theil des Publikums sich in kurzer Zeit verändert hatte: dieser wollte nämlich jetzt schon alles das vermieden sehen, was einen unangenehmen Eindruck machte, Sophokles mußte daher alles Grausenhafte fern halten, und das, was Aeschylus durch das Furchtbare bewirkt hatte, durch das Rührende zu erreichen suchen. — In einem anderen Stücke, der Elektra, kommen viel häufigere Anspielungen auf die Ausartung der athenischen Freiheit und Zügellosigkeit, sowie auf den Misbrauch des Siegs vor, als in den Werken des Aeschylus. Ferner hat in dieser Tragödie, wie fast in allen Stücken des Sophokles, das weibliche Geschlecht eine große Bedeutung, und in der einen der beiden Frauen dieses Stückes erkennt man diejenige Art von zarter Weiblichkeit, welche nur in einer verfeinerten Zeit entstehen kann: es ist jenes Edle und Zarte, das dann bei einer größeren Zahl gebildeter Frauen, aber auch nur bei diesen sich entwickelt, weil es nicht sowohl die Eigenthümlichkeit und das Erbtheil einzelner Menschen, als vielmehr eines gewissen gesellschaftlichen Zustandes ist.

In dem Ajax des Sophokles werden die Athener mit verstecktem Vorwurf an die Behandlung erinnert, welche so viele großen und edlen Männer von ihnen gerade zu des Dichters Zeit zu erleiden hatten. Zugleich spiegelt sich andererseits in dem Charakter des Ulysses das athenische Wesen jener Tage ab. Dieser

Held des heroischen Zeitalters ist nämlich, wie es die Tragiker mit allen Personen der Sage zu machen pflegten, der Zeit des Sophokles angepaßt: er ist dadurch ein Staatsmann der Perikleischen Zeit geworden, und zwar ein solcher, welcher der Klugheit und Moralität zugleich dient, während in einem andern Stücke des Sophokles, dem Philoktet, derselbe Ulysses wieder von einer andern Seite her den Charakter der damaligen Lenker des Staats darstellt. In dem letzteren Stücke nämlich läßt der Dichter den Ulysses die Moral der Staatsklugheit aufopfern. — In der Antigone zeigt die sinnliche Liebe des Griechen Einiges von dem, was bei uns im romantischen Sinne des Worts Liebe genannt wird, während sonst bei den Alten nur wenige Spuren davon zu finden sind. Außerdem erscheint in diesem Stücke das Verhältniß der beiden Geschlechter fast gerade so, wie es in den Zeiten der Veredlung des geselligen Lebens überall zu sein pflegt. Endlich erkennt man in der Antigone die Absicht des Dichters, die Athener zu warnen, daß sie nicht mit menschlichen Gesetzen sich der geheiligten Sitte des Volks und den göttlichen Geboten entgegensetzen sollten, sowie andererseits durch das ganze Stück hindurch das athenische Volk darauf aufmersam gemacht wird, wie leicht der Mensch durch Wohlsein zum Uebermuth, durch veränderliches Wesen zur Willkür, durch das Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit zum Trotze geführt werde.

In dem rasenden Herkules hat Sophokles dem Charakter der Dejanira eine Zartheit gegeben, wie sie nur in einem gebildeten Zeitalter und unter Umständen, die der Entwickelung der eigentlichen Weiblichkeit besonders günstig sind, sich finden kann. Diese vom Dichter dar-

gestellte Zartheit und Sittsamkeit geht soweit, daß sie auch in den Augenblicken der heftigsten Eifersucht sich nicht verläugnet, ja, daß Dejanira ihrer Liebe selbst die Eifersucht opfert, und dem Gemahl zu Gefallen ihre Nebenbuhlerin freundlich aufnimmt. Ein solcher Charakter ist freilich ein Geschöpf des Dichters, aber dieser konnte doch dabei nur bestehende Verhältnisse idealisiren, und mußte, um verstanden zu werden, sich nach den Sitten und Begriffen seiner Zuhörer richten. — Die letzte der sieben Tragödien des Sophokles endlich, der Philoktet, hat die Beziehung, daß die Athener gewarnt werden sollen gegen die Besiegten nicht auf die schonungslose Weise zu verfahren, wie sie in Sophokles zweiter Lebenshälfte zu thun pflegten. Uebrigens geht durch dieses ganze Stück ein dem ritterlichen Geiste der neueren Zeit ähnliches Gefühl hindurch. —

Ganz verschieden von dem, was in Sophokles Tragödien erkannt wird, erscheinen die Sitten, die Gesinnung und der Geist der Gesellschaft bei Euripides, in dessen Schriften sich die Entartung der athenischen Welt auf das vollkommenste abspiegelt; denn Euripides gehört seinem Charakter und seinem Streben nach einer jüngeren Zeit an als Sophokles, obgleich er sogar noch einige Monate vor diesem starb. Euripides erhielt seine Bildung zum großen Theil durch die Philosophen Anaxagoras, Protagoras, Prodikus und Sokrates, während seine beiden Vorgänger ganz frei von aller Schulphilosophie geblieben waren, und ihre Ansicht der Dinge, wie die Griechen der früheren, besseren Zeit überhaupt, nur aus den überlieferten Werken der Dichtkunst und aus dem wirklichen Leben geschöpft hatten. Auch nahm Euripides, zum Unterschied von diesen Beiden, an den öffentlichen Angelegen-

heiten Athen's nie einen thätigen Antheil, ungeachtet er neben seinen philosophischen Studien zugleich auch die Redekunst trieb und alles, was mit derselben zusammenhing, sich anzueignen suchte. Wenige Jahre vor seinem Tode verließ er Athen, wo seine dramatischen Leistungen und Bestrebungen zuletzt durch die Satyre des Aristophanes dem heftigsten Spotte preisgegeben worden waren. Er begab sich an den Hof des macedonischen Königs Archelaus, welcher ihn sehr hochschätzte und mit der größten Auszeichnung aufnahm. Hier, in Pella, endete Euripides sein Leben. Es werden ihm hundert und zwanzig Dramen zugeschrieben, von welchen neunzehn sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Euripides mußte nach dem, was so eben von seinem Leben und seiner Bildung angegeben wurde, auf einen ganz anderen Weg gerathen, als Aeschylus und Sophokles, zumal da ihm nicht, wie diesen, der Funken des göttlichen Genius, sondern nur ein großes Talent zu Theil geworden war. Ihm galt es mit seiner ganzen philosophischen und rednerischen Bildung nicht um eine Wirksamkeit im Staatsleben, auf dessen schlüpferige Bahn er sich nie wagte, sondern um die Anwendung des in der Schule Erlernten auf das Theater. Er schrieb also nach Regeln, statt daß seine beiden großen Vorgänger aus der reinen Quelle ihrer inneren angeborenen Kraft geschöpft hatten, und sich von der Natur selbst oder der eigentlichen dichterischen Begeisterung leiten ließen. Euripides ging von dem Streben aus, durch ausgesprochene Gedanken zu lehren und zugleich durch kunstgerecht gestellte Worte dem Zuhörer einen Genuß zu gewähren, statt daß Aeschylus und Sophokles in der dargestellten Handlung selbst

eine Quelle der Belehrung eröffneten, und die Rede nur als das Mittel und die bloße Form der Darstellung ansahen. Euripides war das Kind seiner Zeit, er huldigte dem herrschenden Geiste derselben, und da er Dichtertalent, sowie große rednerische und philosophische Bildung besaß, so war er ganz und gar befähigt, sich den Beifall der großen Menge seiner Zeitgenossen in hohem Grade zu erwerben, während die wenigen Tüchtigeren und Einsichtsvolleren, wie der Komödienschreiber Aristophanes, ihn mit Recht als den Repräsentanten und Beförderer der Schwächen ihrer Zeit auf das heftigste tadelten. Sein poetisches Talent an und für sich selbst war groß, und die Nachwelt hat ihm deshalb auch die Ehre gewährt, als einer der drei ersten Tragiker des Alterthums neben Aeschylus und Sophokles gestellt zu werden, obgleich er seiner dichterischen Befähigung, sowie dem ästhetischen Werthe seiner Stücke nach unter diesen beiden Männern steht; noch viel mehr aber erscheint Euripides von Aeschylus und Sophokles verschieden, ja sogar als ein wahrer Gegensatz gegen dieselben, wenn man ihn nach seiner Richtung, seiner Abhängigkeit von dem herrschenden Zeitgeist und seinem schädlichen Einfluß auf denselben beurtheilt.

In des Euripides Werken erkennt man eine Zeit, in welcher die Bildung durch Lehre und Rede an die Stelle der eigentlichen Begeisterung getreten ist, und der Geschmack Regeln erhalten hat, die in Verbindung mit Beispielen dem bloßen Talent möglich machen, dahin zu dringen, wohin sonst nur das Genie dringt. Man erkennt eine Zeit, in welcher das Volk nicht mehr blos einen durchaus und tüchtig gebildeten Kern enthält, sondern wo auch die große Menge ein ober-

flächliches Wissen besitzt, und dieses bei den Meisten die Stelle der Bildung vertritt; eine Zeit der Schwäche und Unstätigkeit, in welcher mattherzige Sentimentalität für Gefühl, sowie Unterhaltungssucht für Liebe zur Wissenschaft gehalten wird. Man erkennt endlich eine Zeit, in welcher die Menschen zur Anstrengung des Denkens zu träge geworden sind, und deswegen alle Gedanken gehörig vor sich ausgebreitet, alle Ideen und Urtheile vollständig entwickelt, alle Bilder ausgemalt haben wollen. Das Zeitalter des Euripides hatte den Sinn für die reine, ungeschminkte Wahrheit und die zum Verständniß eines schweren Dichters nöthige Kraft des Geistes zu sehr verloren, als daß ein Geist, wie Euripides, auf der alten Bahn hätte bleiben können. Er mußte, um seiner Zeit zu genügen und zu gefallen, einen andern Weg einschlagen, als seine Vorgänger. Sobald er dies aber gethan und das Publicum so von sich eingenommen hatte, daß er der beliebteste und am häufigsten gelesene Dichter wurde, mußten auch alle Andern seinen Spuren folgen; diese geriethen jedoch dadurch, wie das immer zu geschehen pflegt, auf neue und noch schlimmere Abwege.

Auf diese Weise kam es, daß in Euripides Tragödien der Dichter, als ein Mann des Tages, nicht über dem Publicum, sondern auf Einer Stufe mit demselben steht. Er ist so zu sagen nur Einer der Vielen, und huldigt deshalb in allen seinen Stücken mehr oder weniger dem zu seiner Zeit herrschenden Treiben der Athener. Euripides befriedigt also die so große und allgemeine Lust des athenischen Volks, Reden zu hören, zu politisiren, an den Dingen zweifelnd, spielend und bekritelnd zu zupfen, Spitzfindigkeiten zu machen und sich in allgemeinen Sätzen herum-

zubewegen. Er fröhnt dem Pathos, jagt moralischen Sentenzen nach, strebt nach Glätte, Rundung der Perioden, witzigen und überraschenden Wendungen, schiebt dem Rührenden das Jämmerliche, dem Bewegenden das Weinerliche unter, und sucht durch bloße Aeußerlichkeiten eine Wirkung hervorzubringen, welche ein Sophokles und Aeschylus stets verschmäht hatten. Die Betrachtung einiger einzelnen Tragödien des Euripides wird diese Charakterzüge anschaulicher machen.

In dem Stücke Hekuba wird von einem, an der trojanischen Königsfamilie begangenen schweren Unrecht Gebrauch gemacht, um die Lieblingssache der Athener, Gerichtsverhandlungen und Reden, auf das Theater zu bringen. Dabei wird denn Ulysses wie ein wahrer athenischer Sykophant dargestellt, welcher die Wortverdreherei und die Sophisterei aus dem Grunde versteht. Ferner sind die Reden, welche der Dichter halten läßt, mit Sittensprüchen und handgreiflichen Maximen angefüllt, sie mußten also einer rednerischen Zeit und einem mehr durch das Nachdenken, als durch unmittelbares Gefühl geleiteten Publikum sehr gefallen, weil man solche Sätze leicht auswendig behalten und bei Gelegenheit anbringen konnte. — In einem andern Stücke, dem Orestes, wird ebenfalls ein Proceß sammt allem, was dazu gehört, auf die Bühne gebracht; selbst ein Zeugenverhör kommt vor, und die langen Reden des Klägers und Beklagten werden durch politische Betrachtungen den Zuhörern interessanter gemacht. Andererseits zeigen sich im Orestes auch einige Spuren der zur Mode gewordenen Philosophie und des Einflusses, welchen dieselbe auf die Untergrabung des Volksglaubens hatte. Außerdem wird in dieser Tragödie die dramatische Kunst zu den Zwecken

und Bestrebungen des gemeinen Lebens herabgewürdigt. Es wird z. B. einem königlichen Helden der Homerischen Zeit, dem Menelaus, eine so niedrige Gesinnung beigelegt, wie sie nur in einer gewerbtreibenden Zeit und bei Menschen, welche ausschließlich auf das Erwerben bedacht sind, vorzukommen pflegt. Ebenso läßt der Dichter den Helden des Stückes mitten in einer ernsten Betrachtung die Vermuthung aussprechen, daß Helena als seine künftige Erbin wohl jetzt schon darauf bedacht sei, sich seine Hinterlassenschaft zu sichern.

Geben schon dergleichen Züge deutlich zu erkennen, daß die antike Gesinnung und das Heroische dem Modernen großentheils gewichen waren, so wird der Unterschied der Sitten und des herrschenden Geistes auf eine noch viel auffallendere Weise sichtbar, wenn man die Phönissen oder Phönicierinnen des Euripides mit den Sieben vor Theben des Aeschylus vergleicht, in welchen derselbe Gegenstand behandelt ist. Während bei Aeschylus der Staat und die Religion den Mittelpunkt des Ganzen bilden, dreht sich die Tragödie des Euripides nur um das Schicksal einzelner Menschen, und Weiber, sowie die dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Empfindungsart sind sogar die Seele des ganzen Stückes. Außerdem besteht ein großer Theil dieser Tragödie des Euripides aus Denksprüchen, und sehr zahlreich sind solche Sätze, welche den Zuhörer durch einen Witz, durch Anspielungen oder durch ähnliche und doch andersbedeutende Worte überraschen sollen. Dabei sinkt wieder das Tragische mitunter zum Alltäglichen und Gemeinen herab, wie z. B. wenn einem der Redenden der Ausspruch in den Mund gelegt wird: „denn Freude ist's den Weibern,

wenn Eine Uebles von der Andern sprechen kann." Auch eine Gerichtsverhandlung ist in dieses Stück aufgenommen, sie bildet den Schluß desjenigen Theils der Phönissen, von welchem sich in Schiller's Werken eine Uebersetzung findet. In den Reden der beiden Brüder Eteokles und Polynices, welche dabei gegen einander auftreten, ist die ganze Kunst eines rednerisch gebildeten Zeitalters aufgeboten, aller Scharfsinn erschöpft und der Witz aufs höchste getrieben. Diese Reden sind ganz nach den Regeln der Kunst eingerichtet, sie bestehen aus einem Eingang, einer darauf folgenden künstlerischen Behandlung des Gegenstandes und einem rührenden Schlusse. Die beiden Gegner suchen einander, wie zwei atheniſche Advokaten, den Sinn ihrer Aussprüche zu verdrehen oder durch Bitterkeiten zu erwidern, oder auch durch eine geschickte Umdrehung des Gesprochenen lächerlich zu machen. So sehr übrigens die Phönissen des Euripides bei ihrer Vergleichung mit dem ähnlichen Stücke des Aeschylus eine sinkende Zeit zu erkennen geben, so machen dieselben dagegen den umgekehrten Eindruck, wenn man sie mit derjenigen Tragödie zusammenstellt, in welcher Seneca, ein nach Christi Geburt lebender römischer Dichter, ebendenselben Gegenstand dramatisch behandelt hat. Bei diesem Vergleiche zeigt sich nicht nur die Zeit des Euripides überhaupt viel größer und gediegener, als die des römischen Tragikers, sondern es erscheint namentlich auch die Redekunst derselben, dem in Seneca's Tagen herrschenden Bombast gegenüber, in ihrem vollsten Glanze. Euripides Phönissen enthalten eine wahre Kunst der Rede und die geistreiche Conversation einer geistreichen Zeit, Seneca's Stück dagegen ist aus bloßer

Declamation, aus Spielereien und Uebertreibungen zusammengesetzt.

In einem andern Stücke, den Trojanerinnen, zeigt sich das dichterische Talent des Euripides im glänzendsten Lichte; die Verse und Versarten sind so kunstreich gebildet und gemischt, daß man an ihnen einen durch alle Wissenschaften seiner Zeit vollständig ausgebildeten Dichter erkennt; bewunderungswürdig ist der rednerische Schwung, sehr geschickt die Anlage in einzelnen Reden, und eine tief eingreifende Wirkung wird durch die richtige Anwendung einzelner Stellen Homer's hervorgebracht, weil diese an des Griechen Ohr und Herz ebenso anschlugen, wie ein Spruch der alten Lutherschen Bibelübersetzung den deutschen Protestanten berührt. Andererseits verräth aber der Inhalt ebenderselben schönen Verse, daß der Dichter das Klägliche nicht poetisch, sondern rhetorisch oder rednerisch auffaßt; und statt der hohen und reinen Begeisterung der früheren Zeit schimmert, mitten in dem Ausdruck der tiefsten Rührung, die Absichtlichkeit und Künstelei des Dichters hervor. Außerdem sucht Euripides in diesem Stücke die Schaulust des Publikums durch Gepränge und Bühnenkunst zu befriedigen, Manches ist sowohl dem Inhalt als der Form nach völlig opernartig, und man erkennt daran auf eine deutliche Weise, wie Euripides, zum Unterschied von Aeschylus und Sophokles, welche ihre Arbeiten nicht ängstlich auf den Effect berechneten, sondern begeistert sangen, in das Matte, Spielende und Kindische verfallen mußte.

Mit Euripides und durch ihn erreichte die Blüthe der tragischen Kunst ihr Ende. Zwar blieb diese auch später noch allgemein und in hohem Grade geschätzt,

und fand bei Philipp und Alexander von Macedonien, sowie an andern fürstlichen Höfen die größte und glänzendste Aufmunterung; allein sie kam nie wieder von den Abwegen zurück, in welche Euripides und seine Nachfolger sie geführt hatten, und das allgemeine Interesse, welches an ihr genommen ward, kam nicht ihr selbst, sondern nur der Schauspielkunst zu Statten. In der folgenden Zeit trat zwar eine Menge tragischer Dichter auf, von diesen galt aber selbst schon dem Alterthum keiner für tüchtig genug, um neben die drei großen Tragiker gestellt zu werden. Was wir von ihnen wissen, zeigt auf das deutlichste, daß vom alten Geist und Feuer nur äußerst wenig sich erhalten hatte, und die große Zahl dieser Dichter beweist blos, wie sehr das Theater auch in der späteren Zeit des Alterthums ein Bedürfniß war. Nur drei Dichter, deren Lebenszeit aber noch in das Jahrhundert der drei großen Tragiker fällt, hatten eine größere Bedeutung, nämlich Jon, Achäus und Agathon. Von diesen wurden die beiden Ersteren auch in den Kanon der Tragödie oder in das Verzeichniß der ausgezeichnetsten Tragiker aufgenommen, welches etwa zweihundert Jahre nach Euripides Tode einige griechischen Gelehrte in Alexandria zugleich mit ähnlichen Kanon's der andern Dichtungsarten verfertigten. J o n ' s Jugendzeit reicht noch bis in die letzten Jahrzehnte von Aeschylus Leben hinauf. Er war auf der Insel Chios geboren, schlug aber seinen Wohnsitz bleibend in Athen auf, und starb etwa vierzehn Jahre vor Sophokles. Die wenigen Bruchstücke, welche sich von ihm erhalten haben, zeigen einen Dichter von Talent und Originalität, zu gleicher Zeit aber auch einen Tragiker, der sich unter seinen drei großen Vorgängern am

meisten dem Euripides näherte. Achäus, welcher seiner Herkunft nach ein Euböer war, und vier Jahre vor Euripides geboren wurde, ist uns noch weniger bekannt, als Jon; er scheint im Komischen größere Stärke gehabt zu haben als im Tragischen. Agathon, ein Athener von Geburt, blühte zu der Zeit, als Sophokles und Euripides starben; er war mit dem Letzteren nahe befreundet, und gehörte nach dem Urtheil des Aristoteles zu den Dichtern, welche durch gesuchte Künstlichkeit die Tragödie noch mehr herabbrachten.

Den Charakter der Schauspielkunst jener Zeit können wir uns nicht klar machen, da diese eine sehr vergängliche Kunst ist, über welche sich nur durch unmittelbare Anschauung urtheilen läßt. Wie sehr dieselbe, namentlich in der Zeit vom peloponnesischen Kriege an bis auf Alexander's des Großen Tod, geschätzt wurde und in Blüthe stand, kann aus verschiedenen Verhältnissen und Umständen ersehen werden. Aus keiner Zeit des Alterthums ist uns eine so große Zahl Namen von berühmten Schauspielern überliefert worden, als aus dieser, und in keiner andern Periode der alten Geschichte hatten die Schauspieler einen ausgezeichneteren Rang in der Gesellschaft, einen größeren Einfluß im Staat und mehr Gelegenheit, sich bedeutende Reichthümer zu erwerben, als damals. Es ist aus der politischen Geschichte Griechenlands zur Zeit Philipp's II. bekannt, welche wichtige Rolle in den Staatsgeschäften die athenischen Schauspieler Aristodemus, Neoptolemus und Satyrus spielten. Wie diese bei Philipp im größten Ansehen standen, so waren Athenodor und Thessalus bei Alexander dem Großen sehr beliebt, und besaßen einen gewissen Einfluß. Endlich war die Einnahme eines Schauspielers

in der Zeit, in welcher seine Kunst sich am meisten der Gunst des griechischen Volkes erfreute, zum Theil so bedeutend, daß z. B. Polus, ein Zeitgenosse des Demosthenes, sich gegen diesen rühmen konnte, er gewinne in zwei Abenden ein Talent oder dritthalbtausend Gulden (gegen 1500 Thlr.); wie viel dies aber heißen will, kann man aus dem Umstand ermessen, daß in Athen damals ein Vermögen von fünfzehn Talenten zu den bedeutenderen gerechnet wurde. —

Zu derselben Zeit, als die tragische Dichtkunst sank, stand die Komödie in ihrer höchsten Blüthe. Die Art und Weise, wie diese Gattung der dramatischen Poesie nach und nach sich ausbildete, ist eben so wenig sicher bekannt, als die Entstehung der Tragödie. Soviel scheint gewiß zu sein, daß die Komödie ihrem Ursprunge nach nicht dem Lande Attika angehörte. Auch sie ging aus den Bakchus-Festen hervor, bei welchen, namentlich zur Zeit der Weinlese heitere Lieder zu Ehren des Gottes und zur Lust der Theilnehmer gesungen zu werden pflegten. Diese in festlichem Zuge gesungenen Lieder, welche oft mit spottenden Ausfällen auf Personen und Ereignisse der Gegenwart verknüpft waren, bilden die ersten Anfänge der Komödie. Auf welche Weise diese Lieder und Chor-Züge nach und nach die Gestalt der Dramen annahmen ist ebenso unbekannt, als bei welchem Theile des griechischen Volkes dies zuerst geschah. Die ältesten Spuren finden sich zugleich in dem den Athenern benachbarten Lande Megaris, wo Susarion um 570 v. Chr. Spottgedichte für die Chöre der Bakchus-Feste verfaßte, und auf der Insel Sicilien, wo Epicharmus, einer der ältesten Komödiendichter, zur Zeit des Aeschylus lebte.

In Sicilien kam auch eine andere Dichtungsart, welche der dramatischen Poesie nahe verwandt war, vorzugsweise häufig vor. Dies waren die sogenannten Mimen oder kleine Dialogen, in welchen irgend ein einzelner Sittenzug, eine Leidenschaft, ein Auftritt oder auch eine bestimmte Klasse von Menschen dargestellt wurden, also Gemälde von Sitten, Charakteren, Ständen und Scenen aus dem Volksleben in dialogischer Form. Sie waren meistens nicht in Versen, sondern in einer nach dem Takt abgemessenen poetischen Prosa abgefaßt. Man wird sich den eigentlichen Charakter der Mimen und ihrer Mannichfaltigkeit am besten vorstellen können, wenn man an die Beweglichkeit des Volkes in Südeuropa, dessen Leben der Natur näher bleibt als das unsrige, an manche neueren Stücke in der toskanischen Volksmundart, an gewisse Belustigungen durch Gesang und freien Vortrag, wie sie heut' zu Tage im Neapolitanischen vorkommen u. dgl. m. denkt. Die Mimen, welche meist Improvisationen waren, und gewöhnlich einen heiteren und spottenden Ton hatten, führte zuerst der Syrakusaner Sophron, dessen Blüthezeit etwa in das Jahr 450 v. Chr. fällt, in die Literatur ein, indem er nach der Art derselben Dialoge verfaßte und niederschrieb. Die Mimen wurden durch ihn in eine Art von Komödien umgewandelt, welche unsern Stücken in Einem Aufzuge einigermaßen zu vergleichen sind, aber weder wie diese, eine eigentliche Verwickelung oder einen sogenannten Knoten, noch auch, wie das altgriechische Lustspiel, einen Chor hatten.

In Athen, wo die Komödie ebenso wie die Tragödie ihre Vollendung erhielt, begann dieselbe gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeit-

rechnung aufzublühen. Die ältesten athenischen Komödiendichter waren **Kratinus**, **Krates** und **Eupolis**, welche in der so eben angegebenen Zeit lebten. Von ihnen zeichnete sich der Letztere am meisten aus: er soll neben einer großen Derbheit Sinn und Eifer für das Erhabene und Ernste gehabt haben, und wird namentlich wegen des rücksichtslosen Muthes gerühmt, mit welchem er die ersten Staatsmänner seiner Zeit lächerlich machte. Der größte Komödiendichter, nicht blos im alten Athen, sondern im ganzen Alterthum überhaupt, war Aristophanes, dessen Blüthezeit in den peloponnesischen Krieg fällt. Die Komödie erhob sich also zu derselben Zeit, in welcher die Tragödie herabsank. Dies erklärt sich leicht, wenn man den Charakter der Griechen, besonders der Athener, und die Natur dieser Dichtungsart in's Auge faßt. Die Komödie war das treue Bild des Lebens, und konnte also mit der veränderten äußeren Gestalt desselben sich unbeschadet ihres Werthes ebenfalls ändern, statt, wie die Tragödie, dem Fortschritt der Zeit zu erliegen, zumal da die Athener ein lebhaftes Volk, an Originalen sehr reich, und mit einer großen Fähigkeit, das Lächerliche aufzufassen und selbst das Ernsthafteste lächerlich zu machen, begabt waren. Auf diese Weise erhielt sich die Komödie auch in der Zeit des sinkenden griechischen Geistes nicht etwa, wie die tragische Dichtkunst, als eine erschöpfte und auf Abwege verirrte Dichtungsart, sondern sie nahm nur eine andere, den veränderten Verhältnissen entsprechende Gestalt an. Nach den verschiedenen Formen, in welchen das griechische Lustspiel nach einander auftrat, hat man dasselbe in drei Klassen eingetheilt, welche die ältere, die mittlere und die neuere Komödie genannt werden.

Die ältere Komödie brachte das Leben der Gegenwart selbst nach seinen größeren Verhältnissen und mit der Darstellung und den Namen derjenigen, welche handelnd in dasselbe eingriffen, auf die Bühne. Die Staatsverwaltung, die Poesie, die Philosophie, mit Einem Worte die ganze Wirklichkeit des athenischen Lebens wurde in ihrem Contraste mit dem Idealen und Edlen auf grelle Weise satyrisch dargestellt. Durch die mittlere Komödie, welche mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. ihren Anfang nahm und etwa bis zu Alexander's des Großen Thronbesteigung dauerte, wurde dies gemildert. Die Dichter dieser zweiten Gattung des griechischen Lustspiels griffen zwar noch bestimmte Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart an, bedienten sich aber dabei erdichteter Namen. Sie behielten ferner auch die Darstellung der grellen, oft plumpen und gemeinen Sitten zum Theil noch bei, fügten aber der nackten Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens hier und da die Dichtung hinzu, und legten den Personen des Stücks nicht selten eine moralische Lehre in den Mund, welche in der Handlung selbst nicht enthalten war. Die neuere Komödie, welche zu Alexander's Zeit an die Stelle der mittleren trat, hielt sich nicht mehr, wie noch von dieser geschehen war, an die Staatsverhältnisse, und nahm überhaupt ihre Stoffe nicht mehr aus den Begebenheiten des wirklichen Lebens, sondern sie bediente sich eines erdichteten Ereignisses, um durch die Darstellung desselben die Beziehungen des Privatlebens zur Moral und zum Glücke des Menschen anschaulich zu machen. Sie brachte also, wie unser Lustspiel, die kleineren, geselligen Verhältnisse des Lebens und dessen äußere Verwickelungen auf die Bühne, hielt sich blos

an die allgemeinen menschlichen Leidenschaften, und schürzte einen Knoten der Intrigue, durch dessen Lösung der Zuschauer überrascht werden sollte. Die von ihr dargestellten Handlungen waren meistens unsittlicher Art, man suchte aber die nachtheilige Wirkung derselben durch die den Personen in den Mund gelegte Moral zu schwächen.

In den Kanon der Komödie oder das Verzeichniß der vorzüglichsten Komödienschreiber, welches etwa zweihundert Jahre v. Chr. von einigen griechischen Gelehrten in der Stadt Alexandria verfaßt wurde, waren folgende Männer aufgenommen. Der Kanon der älteren Komödie enthielt, außer den oben bereits angeführten Dichtern Epicharmus, Kratinus, Eupolis und Aristophanes, noch Pherekrates aus Athen, einen älteren Zeitgenossen des Letzteren, und Plato aus Athen, welcher ebenfalls zur Zeit des Aristophanes lebte, und nicht mit dem gleichnamigen Philosophen verwechselt werden darf. Von den Werken dieser beiden Dichter sind, wie von denen aller andern mit Ausnahme des Aristophanes, nur geringe Bruchstücke auf unsere Zeit gekommen. Der Kanon der mittleren Komödie enthielt blos zwei Dichter, nämlich Antiphanes, dessen Geburtsort nicht sicher bekannt ist, und Alexis aus Thurium in Unteritalien. Jener lebte in der ersten, dieser in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Christo. Von beiden sind ebenfalls nur noch unbedeutende Bruchstücke übrig, obgleich Alexis nicht weniger als zweihundert fünf und vierzig, Antiphanes aber zweihundert und achzig oder nach einer anderen Angabe sogar dreihundert fünf und sechzig Komödien verfaßt haben soll. Die Dichter der neueren Komödie gehören dem späteren Zeitraum der

griechischen Geschichte an, und werden deshalb erst bei der Darstellung desselben erwähnt werden.

Aristophanes ist der einzige Dichter aus der Blüthezeit der griechischen Kömödie, von welchem sich ganze Stücke erhalten haben. Von seinen Lebensverhältnissen ist uns so wenig bekannt, daß weder sein Geburtsort, noch das Jahr seiner Geburt und das seines Todes mit Zuverlässigkeit angegeben werden kann. Er war Bürger von Athen, und lebte in der Zeit des peloponnesischen Krieges, sowie wenigstens noch zwanzig Jahre nach dem Ende desselben. Die Zahl der von ihm gedichteten Komödien soll vierundfünfzig betragen haben; von diesen sind aber nur elf auf unsere Zeit gekommen.

Aristophanes ist ebenso der Tadler seiner Zeit gewesen, wie der von derselben eingenommene und abhängige Euripides ihr Lobredner war. Die Aristophanischen Stücke stellen den Charakter und die ausgearteten Verhältnisse der Zeit den unverdorbenen Sitten früherer, besserer Zeiten gegenüber. Sie heben den gemeinen Menschenverstand in seinem Contrast mit der herrschenden spitzfindigen Klügelei hervor, und zeigen die echte Poesie in ihrem Gegensatz gegen das bloße Wort- und Versgeklingel der meisten Dichter jener Zeit. Das ganze damalige politische, moralische und geistige Leben des athenischen Volks bilden die Gegenstände der Komödien des Aristophanes. Eine, durch den Reiz der Verwickelung und durch die überraschende Lösung eines künstlich geschürzten Knotens ausgezeichnete Geschichte darf man in solchen Komödien nicht erwarten, da in ihnen nicht die Entwickelung eines kunstreich ersonnenen Abenteuers den Zuschauer beschäftigen und fesseln soll, sondern die Kraft der

Poesie, die satyrische Darstellung einer bestimmten Seite der Zeit und die ungeschminkte Wahrheit des Gemäldes.

Von dieser Ansicht ausgehend, kann man aus den einzelnen Werken des Aristophanes die verschiedenen Seiten des Charakters seiner Zeit auf das klarste erkennen. Die nachfolgenden Bemerkungen über einige Stücke des Aristophanes sollen zu diesem Zwecke dienen. Diejenige Komödie, welche den Namen Plutus oder der Reichthum trägt, und für einen römischen, sowie für einen französischen Dichter, Plautus und Moliere, die verschiedenartig benutzte Quelle der komischen Darstellung des Geizes geworden ist, beginnt mit der Travestirung einer Tragödie des Euripides und mit der ironischen Einmischung einiger Verse aus den Werken desselben. Euripides wird als ein Dichter verspottet, der seine Zuhörer nicht durch die Kraft der Dichtkunst selbst, sondern durch das Romanhafte und Empfindsame der seiner Dichtung zu Grunde liegenden Geschichte erheben will, und dabei durch Künstlichkeit und Glätte der Rede den Beifall des Publikums zu erhalten strebt. Der Hauptgegenstand des Stückes jedoch ist nicht die Poesie des Euripides, sondern die Habsucht der Athener zu Aristophanes Zeit. Der Dichter belehrt seine Mitbürger über die Misverhältnisse des Lebens, welche damals in Athen, gerade wegen der politischen Gleichheit aller Bürger, härter und auffallender waren, als sie heut' zu Tage mit Ausnahme Englands irgendwo sind. Im Gegensatz gegen die gewöhnliche gemeine Ansicht, daß Reichthum und mannichfaltiger Sinnengenuß der Lohn sei, welcher der Tugend gebühre, will Aristophanes seinen Zuhörern das eigentliche Verhältniß des Menschen zu

den äußeren Dingen begreiflich machen, sowie die Art, wie man sich die ungleiche Vertheilung der Besitzthümer als erste Bedingung des geselligen Zusammenlebens zu denken habe. Dabei stellt er die Einfachheit der älteren Griechen der zu seiner Zeit herrschend gewordenen Prachtliebe gegenüber, indem er sagt, Zeus selbst sei doch auch nicht als ein im Ueberflusse schwelgender Gott anzusehen, weil er die Sieger in den ihm geweihten olympischen Spielen nur mit einem elenden Oelzweig belohne, während die Menschen jetzt überall mit goldenen Kronen freigebig wären. Nebenbei tritt Aristophanes in diesem Stücke gegen die Wuth, gerichtlichen Verhandlungen beizuwohnen, und gegen das Treiben der Rabulisten auf, welche ihr verderbliches, niederträchtiges Streben mit dem Schein des Eifers für das gemeine Wohl bedeckten. Auch wird von dem Dichter die priesterliche Gaukelei blosgestellt, welche in eben dem Grade gestiegen war und zunehmend misbraucht wurde, als der religiöse Sinn abgenommen hatte.

In den Wolken, dem ausgezeichnetsten von allen Werken des Aristophanes, bildet die, von dem Fortschritte der Cultur und von der Zunahme der Industrie und des Reichthums herrührende Ausartung der Athener den Gegenstand der Satyre, in so fern nämlich diese Verirrung mit der Erziehung und dem Unterrichte jener Zeit zusammenhing. Der Dichter will dem Publikum anschaulich machen, wie Alle nur deshalb nach Bildung und Kenntnissen strebten, um sowohl über alle möglichen Dinge schwatzen zu lernen, als auch um durch Fertigkeit, Gewandtheit und Spitzfindigkeit im Denken den einfachen Sinn der weniger Gebildeten berücken und Alles, je nachdem der eigene

Nutzen es erheische, entweder beweisen oder widerlegen und verdrehen zu können. Die Hauptfigur in dieser Tragödie ist der berühmte Philosoph Sokrates, in dessen Person die ganze Jugendbildung und philosophische Bestrebung der damaligen Athener lächerlich gemacht wird. Schon das spätere Alterthum, noch mehr aber die neuere Zeit hat es unrecht und unbegreiflich gefunden, daß Aristophanes einen Mann, welcher moralisch untadelhaft war, und zuletzt die Wahrheit seines Strebens und seiner Ueberzeugungen mit dem Tode besiegelte, dem öffentlichen Spotte preisgab; allein eine sorgfältigere Betrachtung dessen, was der Dichter wollte, zeigt, daß dieser in der Wahl der Hauptperson des Stückes ebenso glücklich war, als in der ganzen übrigen Anordnung und Einrichtung dieses seines Meisterwerkes. So viel Achtung man nämlich vor dem Charakter und der Lehre des Sokrates haben muß, so ist doch nicht zu verkennen, daß derselbe mit mehr Eifer und besserem Erfolge, als die übrigen philosophischen Lehrer seiner Zeit, bemüht gewesen ist, der alten Religion einen neuen Sinn, der alten Volkssitte eine neue Moral unterzuschieben. Er war also ein Mann, welcher die wichtigsten Stützen und das innerste Wesen des athenischen Lebens untergrub, und sein Wirken konnte deshalb für die Erziehung und den Unterricht eben so schädlich werden, wie es das Treiben des von Aristophanes ebenfalls angegriffenen Demagogen Kleon für die Politik des Staates war. Der Dichter suchte also in der Person des Sokrates eines Theils das überhand nehmende Grübeln über den Cultus und das Deuteln an den Mythen lächerlich zu machen, anderes Theils aber diente ihm die Darstellung des Treibens solcher Männer, wie Sokrates, um

zu zeigen, daß der Volksglaube eine für die Erhaltung des Staats und der Sittlichkeit nothwendige Sache sei, und daß eine eigentliche Religion durch philosophische Begriffe von den höheren Dingen und durch bloße Lehren der Moral niemals ersetzt werden könne. Aristophanes stellt, um diesen Bestrebungen durch satyrischen Spott entgegen zu arbeiten, dem Sokrates den zwar derben, aber zugleich auch natürlichen Landjunker Strepsiades gegenüber, sowie der Sitte der Gegenwart die der Voreltern, der neueren Art der Erziehung die frühere, dem ganzen neumodischen Wesen und Treiben überhaupt die gute alte Zeit.

Wie in den Wolken die neumodische Philosophie lächerlich gemacht wird, so greift der Dichter in einem andern seiner Werke, den Fröschen, die Modedichterei an, und sucht auch von dieser Seite her der zunehmenden Entartung seiner Zeit entgegenzuwirken. Das ganze Stück gilt dem Euripides und dem verdorbenen Geschmack, welchem derselbe huldigte. Euripides und Aeschylus werden als die Repräsentanten der falschen und der echten Dichtkunst auf die Bühne gebracht. Die hochklingenden Wörter und Redensarten des Euripides, bei denen man sich Alles und nichts denken kann, werden parodirend nachgeahmt, und einzelne Theile seiner Tragödien als bloße Machwerke hingestellt. Der Dichter hebt bei dieser Gelegenheit auch den Nachtheil hervor, welchen die Bildung und der Geschmack der Nation durch die nach und nach aufgekommene Pöbelherrschaft erleiden mußten. Er läßt nämlich den Euripides rühmend sagen, daß in seinen Tragödien ebensowohl der Sklave und das alte Weib, als der Herr, die Frau und die Jungfrau sprächen, und als Aeschylus ihm mit dem Ausruf in's Wort fällt: „Und das gab man

zu? Man brachte dich nicht um, weil du so sehr die Würde des Dramas zu entehren gewagt hast?", legt Aristophanes dem Euripides die Antwort in den Mund: „Ja, beim Apollo! Denn daß ich so that, war demokratische Manier!" Ebenso sucht der Dichter anschaulich zu machen, wie wenige Menschen eigentlich Geschmack und Urtheil hätten; denn auf die Erklärung, daß alle Welt der Poesie des Euripides Beifall schenke, läßt Aristophanes die Antwort geben: der wahrhaft Tüchtigen und Verständigen gäbe es bei allen Dingen nur wenige, und die Mehrzahl der Menschen habe ebenso, wie sie nur auf das Geldmachen und Genießen denke, auch in der Poesie blos für das, was recht geglättet und gedrechselt sei, Sinn.

Die Komödie, welche den Namen die Ritter führt, gilt der Pöbelherrschaft und der Demagogie des Gerbers Kleon. Der Hauptzweck derselben ist, dem gemeinen Bürger handgreiflich zu machen, wie Alles, was vorgeblich um seinetwillen geschehe, von den Demagogen blos zu ihrem eigenen Vortheil gethan werde; es wird gezeigt, wie lächerlich und schädlich das politische Treiben eines Kleon und ähnlicher Leute sei, und der Mittelstand wird als der wahre Kern des Volks und die einzige Stütze des Vaterlandes dargestellt. Es werden also Kleon und der habgierige, abergläubische und rachsüchtige Pöbel dem Spotte preisgegeben, und dem arbeitsamen, rechtlichen und verständigen Theil der Bürgerschaft entgegengestellt. — In einem andern Stücke, den Acharnern, welches im Jahr 425 v. Chr. aufgeführt wurde, hat es der Dichter auf diejenigen vornehmen jungen Athener abgesehen, welche, wie Lamachus, die Uebel des Krieges gern fortdauern sähen, damit sie selbst mit den Waffen

spielen und sich im Schmuck des Federbusches und Schildes zeigen könnten. Aristophanes sucht auf eine durchaus sinnliche und handgreifliche Weise anschaulich zu machen, wie nachtheilig der Krieg für den arbeitenden Theil des Bürgerstandes sei, und welche Vortheile dagegen der Frieden, besonders in Bezug auf äußeren Lebensgenuß, haben würde. Offenbar hatte der Dichter bei dieser Komödie die politische Absicht, das Volk zu bewegen, daß es dem Vorschlage des Nicias und seiner Partei, welche einen Frieden mit Sparta zu Stande bringen wollten, Gehör gebe.

In den Wespen bringt Aristophanes den Unfug des Gerichtswesens auf die Bühne. Er verspottet in diesem Stücke die unmäßige Lust des älteren Theils der Bürgerschaft, zu Gericht zu sitzen und sich von Klägern, Beklagten und Advokaten schmeicheln zu lassen, sowie das damit verbundene lächerliche Gefühl der Amtswürde, von welchem die braven Schuster und Schneider erfüllt waren. Er beweist den Athenern, daß die guten Bürgersleute zwar meinten, sie regierten wirklich selbst und hätten wegen der drei Obolen, die ihnen für jede Gerichtssitzung ausgezahlt wurden, dabei auch einen kleinen Verdienst, daß sie aber im Grunde nichts als die Sklaven der Demagogen wären, und um einiger elenden Kreuzer willen weit mehr bei ihren Geschäften versäumten, während die eigentlichen Gerichtssporteln in die Hände raubsüchtiger Rabulisten kämen. Um zu zeigen, wie sehr das Volk von seinen Schmeichlern misbraucht werde, führt Aristophanes seinen Zuschauern einige jener angeblichen Verschwörungen vor, welche von den Sykophanten überall gewittert und zu ihren Zwecken benutzt wurden. Zum Schlusse erhält auch die feine Welt mit ihren Laffen

und allen denen, die durch ihren Einfluß und Aufwand viel galten, ihre Geißelhiebe.

— — — — — —

Karl der Große.

Pipin's ältester Sohn, Karl, den man später den Großen nannte, war beim Tode seines Vaters (768) erst sechsundzwanzig Jahre alt, und sollte nach dem Willen desselben die Regierung mit seinem jüngeren Bruder, Karlmann, auf die Weise theilen, daß jeder von ihnen ein besonderes Gebiet beherrsche. Sie theilten dieser Anordnung gemäß das Reich, waren aber von Anfang an unter einander nicht einig. Ein großer Theil der Aquitanier, der mit der Unterwerfung unter die fränkischen Könige unzufrieden war, benutzte diese Zwietracht, um sich von ihnen loszureißen. Beide Könige zogen gegen die Empörten zu Felde, Karlmann kehrte aber, noch ehe der Krieg begonnen, nach Hause zurück, und ließ seinem Bruder allein die Ehre der Wiederunterwerfung der Aquitanier. Schon dies zeigte eine Feindseligkeit zwischen den beiden Brüdern, welche in offenbaren Krieg überzugehen drohte. Durch die Bemühungen ihrer Mutter, Bertha oder Bertrada, ward jedoch die Eintracht wieder hergestellt. Bertrada suchte auch zwischen Thassilo von Baiern, dem Longobarden-Könige Desiderius und ihren Söhnen den Frieden zu sichern, sie reiste deshalb zu den beiden Ersteren und zum Papste,

und verabredete eine Vermählung ihrer Söhne mit longobardischen Prinzessinnen und ihrer Tochter mit dem Sohne des Desiderius, es ging ihr aber, wie es in menschlichen Dingen oft geht: sie zerstörte, statt zu bauen. Die Heirath des longobardischen Prinzen kam nicht zu Stande, und Karl vermählte sich zwar mit Desiderata, der Tochter des Longobarden-Königs, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin hatte scheiden lassen, verstieß sie aber schon ein Jahr darauf (771) wieder, und heirathete die Alemannin Hildegardis, die einzige Gemahlin, der er nie untreu ward, und die er bis zu ihrem Tode achtete und liebte. Niemand nahm an der longobardischen Heirathsverbindung mehr Anstoß und war über ihre baldige Auflösung mehr erfreut, als der römische Papst, der noch immer in den Longobarden seine ärgsten Feinde erkannte. Schon Paul I., Stephan's II. Nachfolger, war mit Desiderius aufs neue in Streit gerathen; nach seinem Tode entspann sich zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem Longobarden-König eine Zwistigkeit nach der anderen. Die Papstwahl wurde nämlich um jene Zeit zugleich von den Geistlichen, von den kleinen Herren im römischen Gebiet und vom Volke vorgenommen, und veranlaßte stets blutige Händel, nicht blos weil ein sittenloser Haufen über die Ertheilung der ersten Würde in der Kirche entschied, sondern auch weil die Päpste schon damals eine weltliche Macht besaßen. Als Paul gestorben war, erhob ein kleiner Theil der Römer einen gewissen Constantin auf den päpstlichen Stuhl; gegen diesen riefen zwei Patricier und ein angesehener Geistlicher eine longobardische Kriegerschaar herbei. Constantin ward verjagt, seine Gegner geriethen aber unter einander selbst

in Zwist. Einer von ihnen ließ einen neuen Papst ausrufen, und wollte, wie es hieß, longobardische Besatzung in die Stadt aufnehmen; die beiden Patricier dagegen vertrieben diesen Papst mit Hülfe der Franken, wählten an seine Stelle einen rechtschaffenen Mann, Stephan III., und mishandelten bei der Gelegenheit die anwesenden Longobarden und ihre Anhänger auf empörende Weise (768). Stephan selbst sah sich bald genöthigt, gegen die Partei der beiden Patricier den longobardischen König Desiderius zu Hülfe zu rufen. Dieser erschien mit einem Heere vor Rom, nahm aber nachher die in seinem Gebiete gelegenen römischen Kirchengüter als Ersatz der Kriegskosten in Anspruch. Der Streit darüber war noch nicht geschlichtet, als Karl sich zum großen Aerger Stephan's mit der longobardischen Prinzessin vermählte; es ist daher auch sehr begreiflich, daß der Papst, als Karl dieser Ehe überdrüßig geworden war, sie mit Freuden trennte, obgleich die Kirchengesetze es eigentlich nicht gestatteten.

Zu diesen Händeln des Papst's und der Longobarden kam unter Stephan's Nachfolger, Hadrian I. (seit 772), bald ein neuer Streit, der zwischen Karl und Desiderius ausbrach und endlich Italiens Schicksal unzertrennlich an das Schicksal des fränkischen Reiches knüpfte. In demselben Jahre nämlich, in welchem Karl die Desiderata ihrem Vater zurücksandte, starb sein Bruder Karlmann. Karl gewann durch den Erzkapellan oder Minister des Cultus, Folrad, und durch dessen Gehülfen Folchard die Geistlichkeit, durch Wirin aber und Pipin's des Kleinen Bruderssohn, Adelhard, die weltlichen Großen in Karlmann's Reich, ward in einer großen Versammlung als einziger Herr der Franken anerkannt, und nahm,

da auch seine Neffen viele Freunde hatten, mit den Waffen Besitz von seines Bruders Reich. Einige neuere Geschichtschreiber haben Karlmann's Tod seinem Bruder Schuld gegeben; dieser Verdacht beruht aber durchaus auf keinem bestimmten Zeugniß, und ist um so ungerechter, da sich für eine solche Annahme gar kein anderer Grund finden ließe, als daß Karl aus dem Tode seines Bruders Vortheil zog. Karlmann's Wittwe entfloh mit ihren Kindern und einigen befreundeten Großen zu Desiderius. Dieser nahm sie auf, und suchte den Papst zur Salbung der Prinzen zu bewegen, nicht um denselben dadurch Rechte zu verschaffen, die sie nur durch die Wahl des fränkischen Volkes erhalten konnten, sondern um die Großen, welche die Kinder begleitet hatten, gegen Verurtheilung als Landesverräther sicher zu stellen. Hadrian verweigerte klüglicherweise die Salbung, und trat in Folge dieser Verhältnisse mit Karl in eine innige Freundschaft, welche für die Longobarden verderblich werden mußte, da der Franken-König zum Krieger geboren war, und sich durch politische Betrachtungen, sowie durch die Aussicht auf die ferne Zukunft niemals, am wenigsten aber in seiner Jugend bestimmen ließ.

Karl begann die lange Reihe von Kriegen, die er während seiner Regierung geführt hat, im Jahr 772 mit einem Zuge gegen die Sachsen, und mußte nachher diese Nation nicht weniger als zweiunddreißig Jahr lang befriegen, ehe es ihm endlich gelang, sie zu unterjochen. Die Sachsen bildeten nämlich einen jener Vereine mehrerer Völkerschaften, welche, wie der der Franken, der Alemannen und Anderer, nach und nach in Deutschland entstanden waren. Doch war

das Band sehr lose, und erst zu Karl's des Großen Zeit vereinigte das Gefühl der Gefahr die sächsischen Stämme zu einem festeren Bunde und zu einem gemeinschaftlichen Widerstand. Der ganze Sachsen-Bund war übrigens, nach den Geschichtschreibern der späteren fränkischen Zeit, in drei Hauptheile getrennt, in die Westphalen an der Weser, die Ostphalen diesseit und jenseit der Elbe und die Engern zwischen jenen Beiden. Von einem Oberhaupt und überhaupt von einem System der Verfassung war weder beim ganzen Bunde, noch bei den einzelnen Völkerschaften die Rede. Wir erfahren blos, daß zu einer bestimmten Zeit des Jahres Abgeordnete aller Gaue oder Völkerschaften zu gemeinschaftlichen Berathungen zusammen kamen, wahrscheinlich nur um in Betreff der Kriegsangelegenheiten Beschlüsse zu fassen. Jede Völkerschaft bestand aus Edlingen oder Edeln, aus Frilingen oder Freien und aus Lassen oder Leuten, d. i. Halbfreien, welche Anderen zu besonderen Dienstleistungen verpflichtet waren. Die Ersteren hatten offenbar keine Vorrechte, sondern nur einen Vorrang, welcher darauf beruhte, daß sie ein Gefolge hatten, und daß man aus ihnen am häufigsten die Vorsteher im Frieden und die Anführer im Kriege erwählte. Eine bestimmte Gewalt über die Anderen besaßen diese Häuptlinge gewiß nicht, sondern ihre Herrschaft beschränkte sich im Kriege wohl nur auf die Anführung, sowie im Frieden auf die Leitung der Gerichte, deren Beisitzer von und aus den Freien gewählt wurden. Je einfacher und freier diese Einrichtungen bei den sächsischen Völkerschaften waren, um so größer mußte bei denselben das Widerstreben sein, sich durch Unterwerfung unter den fränkischen König in eine Staats-

einrichtung zu fügen, welchen ihnen nicht nur ihren einheimischen Götterdienst, sondern auch einen großen Theil ihrer Freiheit raubte, und sie zur Beobachtung bestimmter Gesetze, zum Gehorsam gegen einen Oberherrn und zur Entrichtung von Steuern verpflichtete. Auf diese Weise erklärt sich der hartnäckige Widerstand, den die Sachsen der Eroberungssucht des fränkischen Königs leisteten. Karl richtete seinen ersten Kriegszug gegen die an der Weser wohnenden Völkerschaften. Er begann damit, daß er ihnen eine Feste nahm, welche in unwegsamer Gegend auf einer steilen Höhe lag und ihnen beim Rückzuge als Zufluchtsort diente, bis ihre Verfolger wieder zu ihrem Feldbau zurückkehrten: es war die nachher als fränkische Festung berühmt gewordene Ehresburg an der Diemel. Dann zerstörte er einen Hauptgegenstand ihrer Verehrung, die sogenannte Irmensäule. Worin dieses in einem Haine gelegene Heiligthum eigentlich bestand, darüber ist von den Gelehrten der neueren Zeit viel gestritten worden, weil der Menschen Neugierde lieber da Licht sucht, wo keines ist, als es da nährt, wo es sich findet. Beim weiteren Vorrücken nöthigte Karl die Sachsen, um Frieden zu bitten und als Bürgschaft desselben zwölf Geißeln zu geben. Doch glaubte er selbst nicht, daß durch Besiegung eines Theils der Sachsen der Krieg beendigt sei. Ueberdies verfolgte er bei der Bekriegung dieses Volkes einen ganz anderen Zweck, als seine Vorgänger. Diese hatten weder eine vollständige und bleibende Unterwerfung beabsichtigt, noch auch die Annahme des Christenthums gefordert, welche nicht nur an und für sich selbst dem heidnischen Volke widerstrebte, sondern auch stets mit Entrichtung des geistlichen Zehntens, einer für die freien Sachsen un=

erhörten Sache, verbunden war; vor Karl's Zeit hatten also die Sachsen und Franken nur um die Ehre des kriegerischen Vorrangs Kriege geführt. In diesen Kriegen waren immer nur einzelne Stämme an der Grenze dazu gebracht worden, als Siegespreis und zur Anerkennung der größeren Macht den Franken einen Tribut an Kühen und Pferden zu liefern; ja, sie hatten sich sogar auch, um Ruhe zu haben, manchmal auf den Versammlungen derselben eingefunden. Karl dagegen hatte kaum einen Theil der Sachsen besiegt, als er ganze Schaaren von Missionären zu ihnen schickte, welche sich weit mehr von ihrem Glaubenseifer, als von verständiger Vorsicht leiten ließen, und die Angeseheneren mit Gewalt nöthigen wollten, das Christenthum anzunehmen. Dadurch ward das seitherige Verhältniß völlig umgeändert. Das freie Volk schloß sich sowohl unter einander, als auch mit den benachbarten, ebenfalls noch nicht ganz bekehrten Friesen näher zusammen, und begann einen hartnäckigen Kampf um seine ererbten Sitten, Begriffe und Gewohnheiten. Karl hatte daher kaum seinen ersten Krieg beendigt und einen Zug nach Italien angetreten, als die Besiegten sich wieder erhoben und verheerend in sein Reich einbrachen. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich auch später nach jeder Unterwerfung.

Karl rief nach der Rückkehr von dem ersten sächsischen Zuge seine Franken zusammen, und ließ einen Kriegszug gegen die Longobarden beschließen. Den Vorwand zu demselben gab Hadrian's Gesuch um Hülfe, wahrscheinlich war Karl aber schon selbst längst entschlossen, dem Longobarden-Reiche ein Ende zu machen. Er brach 773 mit seinem Heere auf, und

erschien in Italien um so unerwarteter, jemehr die Longobarden durch den Umstand sicher gemacht waren, daß sein Vater ungeachtet so vielfachen Anlasses den Krieg mit ihnen stets zu vermeiden gesucht hatte, und daß Karl selbst unmittelbar vorher in weit entfernten Gegenden beschäftigt war. Die Longobarden wagten keine Feldschlacht, sondern schlossen sich in ihre Hauptstadt ein. Nach einer siebenmonatlichen Belagerung wurden sie zur Uebergabe derselben gezwungen (774). Karl, der schon vorher den Namen eines Königs der Longobarden angenommen hatte, ließ ihnen ihre seitherigen Gesetze und Einrichtungen, und nöthigte sie nur, ihm den Unterthanen-Eid zu leisten und sich zur Heeresfolge zu verpflichten. Ihren König Desiderius führte er mit seiner Familie nach Frankreich, und steckte ihn in ein Kloster. Nur der älteste Sohn des longobardischen Königs, Adelgis, rettete sich durch die Flucht; er floh nach Constantinopel, von wo er nachher mehrere Male vergebens in seine Heimath zurückzukehren versuchte. Gleich nach der Unterwerfung der Longobarden wandte sich Karl wieder gegen die Sachsen, welche die Ehresburg zerstört hatten und verwüstend in Hessen eingefallen waren. Er berief im Mai die gewöhnliche Reichsversammlung nach Düren, und zog von da mit seinen zahlreich erscheinenden Franken gegen die Sachsen. In kurzer Zeit entriß er den Feinden nicht nur die Ehresburg, sondern auch die in der Nähe liegende Feste Siegburg, und trieb sie bis über die Elbe zurück. Ein Aufstand der Longobarden nöthigte ihn, schnell wieder nach Italien zurückzukehren (776). Der longobardische Herzog Rotgaud, dem er die Päſſe der julischen Alpen, Friaul und die Treviser Mark anvertraut hatte, war

mit einem anderen longobardischen Vasallen Karl's und mit dem noch nicht unterworfenen Herzog von Benevent in Verbindung getreten, und hoffte mit Hülfe des geflüchteten Adelgis und der diesen unterstützenden Griechen das longobardische Königreich wieder herzustellen. Karl eilte von der Weser nach der Etsch, unterdrückte den Aufstand, ließ Rotgaud mit dem Leben büßen, nahm sich aber nicht die Zeit, gegen die anderen empörten Vasallen zu ziehen, sondern kehrte über Worms, wohin er eine Reichsversammlung berufen hatte, nach der Weser zurück. Es gelang ihm zu Worms, den ganzen fränkischen Heerbann gegen die Sachsen aufzubieten. Mit diesem kam er noch zu rechter Zeit an der Weser an, um die belagerte Siegburg zu retten. Dann stellte er nicht allein die zum zweiten Mal zerstörte Ehresburg wieder her, sondern er legte auch eine dritte Festung bei Lippspring an. Die eingeschüchterten Sachsen suchten ihn auf jede Weise zu täuschen und vorerst zu besänftigen, und als er (777) in dem damals noch unbedeutenden Orte Paderborn einen Reichstag hielt, um sie mit den Franken zu Einem Gesetze zu vereinigen, erschienen sie in großer Zahl, leisteten den Eid der Treue, und verstanden sich zu Tribut, Taufe und Zehnten. Doch war ihre Unterwerfung nur scheinbar; sie konnte schon aus dem einzigen Grunde nicht von Dauer sein, weil Wittekind, der angesehenste von den sächsischen Anführern, mit seinem ganzen Anhange von der fränkischen Oberherrschaft nichts wissen wollte, und zu dem dänischen König Siegfried entflohen war. Ein Jahr lang war nun Ruhe, aber gerade während dieser Zeit wurde unter den Sachsen wahrscheinlich eine feste Verbindung geschlossen, soweit

nämlich eine solche unter Barbaren, die der Augenblick vereinigt und wieder trennt, Statt finden kann.

Karl richtete hierauf seine Waffen nach der ganz entgegengesetzten Grenze seines Reiches, wohin ihn eine Gesandtschaft von Gegnern der spanischen Omejjaden rief, welche ihn in Paderborn antraf. Daß er dabei durch die anscheinende Ruhe der Sachsen getäuscht worden sei und sich aus diesem Grunde auf eine so entfernte und weit aussehende Unternehmung eingelassen habe, darf man nicht glauben, sondern jene Aufforderung, die ihn aus dem Inneren von Deutschland nach Spanien zog, war seinem ruhmbegierigen Geist unwiderstehlich. Er bot 778 fast die ganze Kriegsmacht seines Reiches auf, und theilte sie in zwei Heere, von welchen das eine unter seiner eigenen Führung durch die Gascogne, das andere unter seinen Feldherren im äußersten Osten über die Pyrenäen zog. Nachdem sich beide Heere bei Saragossa vereinigt hatten, unterwarf Karl fast das ganze Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen, und knüpfte es unter dem Namen der *spanischen Mark* an das fränkische Reich. Der Lehenseid der mohammedanischen Großen, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, und die er als seine Vasallen in ihre früheren Statthalterschaften einsetzte, war nebst dem Besitze der Haupt-Pyrenäenpässe und einer ungeheueren Beute der Gewinn des spanischen Kriegszuges. Bei der Heimkehr zog das fränkische Heer durch das zum Herzogthum Aquitanien gehörende baskische Gebirge. Die Bewohner dieses armen Landes lauerten, von der reichen Beute gelockt und durch den beim Durchzug der Franken erlittenen Schaden erbittert, in dem Thal von Roncesvalles dem Nachtrabe derselben auf, welcher

das Gepäcke mit sich führte und von den Tapfersten geleitet wurde. Ihre leichte Bewaffnung und die Beschaffenheit des Bodens machte sie den schwer gerüsteten Franken überlegen, sie tödteten daher viele derselben, bemächtigten sich des ganzen Gepäckes, und zerstreuten sich dann wieder in ihre Thäler und Berge. Unter den erschlagenen Führern waren Eghart, der erste Truchseß oder Vorsteher der königlichen Tafel, Anselm, der Pfalzgraf oder Stellvertreter Karl's in weltlichen Angelegenheiten, und Rutland oder Roland, der Graf und Befehlshaber an der Seeküste des Kanals. Diese Männer, besonders der Letztere, haben bei der Nachwelt eine große Berühmheit erlangt; denn ihre Namen und Thaten sind der poetischen Sage anheimgefallen, und bilden einen Theil des Sagenkreises, der sich aus Karl's des Großen Andenken entwickelte, und diesen König mit seinen Kriegsgefährten ebenso, wie den brittischen Helden Arthur und dessen Tafelrunde, zu einem Hauptgegenstande der romantischen Dichtkunst des Mittelalters machte. Für die Gewaltthaten seiner Unterthanen mußte der Herzog Lupus II. von Aquitanien, ein Sohn Waifar's und seit 769 Nachfolger seines Vetters Lupus I., mit dem Leben büßen. Dem einzigen Sohne desselben wurde ein Theil des Landes zum Lebensunterhalte gegeben, das Uebrige zog Karl ein. Da bei der Bestrafung des Herzogs von einem Proceß keine Rede war, und da Karl Aquitanien bald nachher unter dem Namen eines Königreichs für seinen Sohn Ludwig wieder herstellte, so kann man sich kaum des Argwohns erwehren, daß bei Lupus als einem Sohne Waifar's schon der Verdacht zum Verbrechen wurde.

Noch ehe Karl aus Spanien zurückgekehrt war, hatten sich die Sachsen, durch Wittekind angereizt, von neuem erhoben, und da der Krieg mit den Mohammedanern den Heerbann des Ostens sehr geschwächt hatte, so waren sie bis an den Rhein vorgedrungen, und hatten alles Land von Köln bis nach Fulda verheert. Karl ließ sie durch ein abgeschicktes Heer zurücktreiben, und zog dann im nächsten Jahre (779) selbst gegen sie. Er schlug die Westphalen in einem Treffen bei Bochholtz, und drang nachher bis an die Elbe vor. Auch diesmal gewährte er den Sachsen, als sie sich wieder freiwillig unterwarfen, Frieden, weil ganz andere Gedanken seine Seele beschäftigten. Karl hatte nämlich Geschmack am Lesen gewonnen, suchte das, was bei seinem Jugendunterricht versäumt worden war, nachzuholen, und ließ sich gern aus den Werken alter, besonders römischer Schriftsteller vorlesen; er zog Gelehrte, die ihm dieselben erklären konnten, an seinen Hof, achtete sie nicht geringerer Belohnungen werth, als seine Kriegsleute, und schenkte ihnen, wenn sie einigermaßen zu schmeicheln verstanden, bedeutende Güter, die er eingezogen hatte. Er sammelte auf diese Weise nicht nur Kenntnisse und gewöhnte sich an eine neue Art von Beschäftigung, sondern er ward auch mit den alten Römern und ihrem Charakter immer mehr bekannt; Ruhm und Andenken bei der Nachwelt erhielten also für ihn einen anderen Werth, als sie in den Augen seiner rohen Vorgänger gehabt hatten. Je mehr er aber von den Thaten der Römer hörte und die Schriftsteller achtete, desto mehr wandte sich sein Sinn nach Italien, desto mehr wünschte er seinen Thaten den Ruf der alten Helden Rom's, seinem Reiche die Ausdehnung des römischen zu geben.

Dahin zweckten seine seitdem öfters wiederholten Züge über die Alpen, darum ward seine Freundschaft mit dem gelehrten Papst Hadrian um so inniger, je mehr er sich von Päpsten, Geistlichen und Gelehrten dort hoch gefeiert sah, und je mehr er merkte, daß man ihm dafür manches Mal die Verletzung heiliger Pflich-ten gegen seine Familie, seine Nation und die Mensch-heit verzieh. Er reiste gegen das Ende des Jahres 780 nach Italien, feierte die Weihnachten zu Pavia, die Ostern zu Rom, und ließ seine beiden Söhne Pipin und Ludwig vom Papste salben, jenen zum König der Longobarden, diesen zum König von Aqui-tanien. Die Bewohner beider Reiche sollten also durch eine Ceremonie für den Verlust eines einheimi-schen Regenten entschädigt werden. Da Hadrian Karl's Sohn salbte, ohne die Völker zu fragen, so mußte sich Karl freilich auch seinerseits dazu bequemen, die Verwendung des Papstes für den Herzog Thassilo von Baiern anzunehmen, welcher von jeher zweideutige Gesinnungen gezeigt hatte, und durch seine Vermäh-lung mit einer Tochter des Desiderius schon längst in eine halb feindliche Stellung gekommen war. Hadrian übernahm die Rolle eines Vermittlers, und der Kö-nig der Franken ließ sich herab, dem baierischen Her-zog Geißeln dafür zu geben, daß dieser, wenn er zu ihm käme, um die Huldigung zu leisten, keine Unbill erleiden solle. Thassilo stellte sich kurze Zeit nachher in Worms, schwur dem Könige den Huldigungseid, und gab zwölf Geißeln als Unterpfänder seiner Treue. Da er aber mit seiner longobardischen Gemahlin einig lebte, und das Band der Ehe heiliger hielt, als Karl, so konnte die Aussöhnung nicht aufrichtig sein; sie trennten sich mehr entzweit, als sie vorher gewesen

waren, und Thassilo verweigerte gleich nachher die lästige, nur zu Karl's Ruhm und zum Verderben seiner Großen dienende Heeresfolge.

Die Sachsen hatten sich während Karl's Aufenthalt in Italien im Ganzen ruhig verhalten; er glaubte sie also jetzt auch in Verbindung mit seinen Franken zu einem Kriege verwenden zu können, rief zu diesem Zweck ihre bedeutendsten Güterbesitzer, welche zugleich ihre Hauptkriegsleute waren, zu einer großen Versammlung in der Nähe von Paderborn, und ordnete einen Heerzug gegen die von Wittekind aufgereizten Normänner in Holstein an, sowie einen anderen gegen das slavische Volk der Soraben, welches an der Elbe und sächsischen Saale wohnte. Die Erfahrungen der neueren Weltumsegler, besonders das traurige Schicksal des berühmtesten unter ihnen, des Engländers Cook, haben uns gelehrt, wie wenig der Freundschaft von Barbaren zu trauen ist, wie wenig sie, wenn sie auch sonst auf Ehre halten, Treulosigkeit und Verbrechen scheuen, sobald es den Fremden und der von ihnen drohenden Gefahr gilt; das erfuhr auch Karl. Ohne Mistrauen gegen die Sachsen zu hegen und ohne zu ahnen, daß Wittekind wieder bei ihnen erschienen sei, und einen allgemeinen Aufstand seiner Landsleute insgeheim vorbereitet habe, schickte er drei seiner Hofleute mit wenigen Franken ab, um an der Spitze des sächsischen Heerbanns über die Elbe zu gehen und den in Thüringen eingebrochenen Soraben in den Rücken zu fallen. Noch waren seine Truppen nicht bis an die Elbe gekommen, als die Sachsen sich erhoben, die fränkischen Missionäre mishandelten und vertrieben, und Karl's Truppen in eine sehr bedenkliche Lage versetzten. Zwar zog der Graf Theodorich schnell vom

Rhein her zur Verstärkung der Letzteren herbei; diese ließen sich aber noch vor der Vereinigung mit ihm am Berge Suntel im Braunschweigischen in eine Schlacht ein, und erlitten eine furchtbare Niederlage, wie sie die Franken seit langen Jahren nicht erlitten hatten (782). Indessen zeigte es sich gerade jetzt, wie weit Karl an Rath und That sowohl seine Feinde, als auch alle seine Freunde übertraf; denn statt daß die so glücklich begonnene allgemeine Empörung der Sachsen eine Befreiung bewirkt hätte, führte sie vielmehr eine größere Unterdrückung herbei. Leider ließ sich Karl aber zugleich auch zu Uebermuth und Leidenschaft hinreißen, und diese hatten die gewöhnlichen Folgen, d. h. sie zerstörten das wieder, was Ueberlegenheit des Verstandes und der Macht gebaut hatten. Karl eilte nach Sachsen, setzte durch seine bloße Erscheinung Alles in Schrecken, nöthigte Wittekind wieder landesflüchtig zu werden, und beugte die Empörten in kurzer Zeit aufs neue unter sein Joch. Viertausend fünfhundert derselben stellten sich freiwillig vor dem erzürnten König, wahrscheinlich weil sie durch ihre Zahl gegen Strafe gesichert zu sein dachten. Karl glaubte jedoch, ein Beispiel der Strenge werde heilsamen Schrecken verbreiten; er mochte darin auch nicht Unrecht haben, überschritt aber dadurch, daß er bei dem heutigen Verden an der Aller jene viertausend fünfhundert insgesammt niederhauen ließ, zu sehr alles Maß, als daß er seinen Zweck hätte erreichen können. Der Freunde und Verwandten der Getödteten waren natürlich sehr viele, auch die ganze übrige Nation empfand die Schmach und den Verlust, und selbst die Stämme, mit welchen Karl bis dahin noch nicht zu thun gehabt hatte, erhoben sich jetzt gegen die ver-

haßten Franken. So entstand unter der Leitung des zurückkehrenden Wittekind ein Krieg der Rachgier und Verzweiflung, an welchem alle sächsischen Völkerschaften Theil nahmen, und bei dem Karl sogar im glücklichsten Falle wenig mehr gewinnen konnte, als das zierliche Lob seines Hofdichters Paulus Diakonus, der ihn damals (783) auch über den fast zu gleicher Zeit erlittenen dreifachen Verlust seiner edlen Mutter Bertha, seiner geliebten und allgemein verehrten Gemahlin Hildegard und einer gleich trefflichen Tochter in schönen Versen tröstete.

Drei Jahre lang bekriegte nun Karl die Sachsen mit Feuer und Schwert. Er rettete durch mehrere gewonnene Schlachten und durch einen bis ins Lauenburgische hinein ausgedehnten Zug seine Ehre, und bot Alles auf, um die Unterwerfung der Sachsen vollständig und dauerhaft zu machen; allein er hatte dabei zum Theil in Gegenden, die noch jetzt in gewissen Jahreszeiten nicht wohl zu durchreisen sind, Krieg zu führen, mußte seine Siege mit einem großen Verlust an Menschen erkaufen, und brachte Noth und Elend über viele fränkische Familien, deren Versorger durch den Krieg nicht blos Jahre lang von den Ihrigen entfernt gehalten wurden, sondern sich auch für ihren Unterhalt erschöpfen oder gar einen Theil ihres theuersten Gutes, der Unabhängigkeit ihrer kleinen Besitzungen und ihrer Personen aufopfern mußten. Dies rief unter den Ostfranken und Thüringern, die dem Kriegsschauplatze am nächsten wohnten und also unablässig im Streitzeuge sein mußten, große Unzufriedenheit hervor. Es war daher zugleich Glück und Verstand, daß Karl endlich die beiden Hauptanführer der Sachsen, den Westphalen Wittekind und den Ost-

phalen Alboin zu gewinnen, dadurch Mistrauen und Auflösung unter den Feinden hervorzurufen und so die Ruhe wieder herzustellen wußte (785). Es war Glück und Verstand zugleich, weil bei der großen Ausbreitung der Sachsen und bei der unter ihnen bestehenden Verfassung an einen allgemeinen Frieden mit ihnen durchaus nicht zu denken war, weil in dem fränkischen Reiche, das aus so verschiedenen, durch Interesse, Verfassung und Gesetze von einander getrennten Völkern zusammengesetzt war, immer von einer oder der anderen Seite her Gefahr drohte, und weil gerade damals eine dumpfe Gährung und der Stolz seiner neuen Gemahlin, Fastrada, den fränkischen König an seinem eigenen Hofe, ja sogar unter seinen Verwandten nicht sicher sein ließ. Uebrigens gewann Karl die genannten sächsischen Heerführer, als dieselben vor ihm über die Elbe geflohen waren, durch die Ueberredungskunst schlauer sächsischer Abgeordneter. Mit Hülfe dieser gelang es ihm, ihren Privatnutzen von dem Interesse der Nation zu trennen und sie durch Gewährung von Vortheilen so zu reizen, daß sie im Jahr 785 zu ihm nach Attigny in der Champagne kamen und sich taufen ließen. Sie werden seitdem nicht wieder erwähnt, und es ist sogar nicht einmal bekannt, ob sie in ihre Heimath zurückgekehrt sind. Die Sachsen selbst unterwarfen sich von neuem, und blieben nun acht Jahre lang in Ruhe.

So groß Karl auch in seinem steten Kampfe mit äußeren Feinden und mit den inneren Verhältnissen seines Reiches erscheint, so erfreulich sich in seinem Auftreten und Wirken die schöpferische Kraft der menschlichen Seele zu erkennen gibt, so würde er doch der Welt viel geschadet haben, wenn sich alles das,

was er schuf, befestigt und erhalten hätte. Wir staunen mit Recht über einen Regenten, der z. B. in Italien einer übelverstandenen Frömmigkeit durch die Kraft besonderer Gesetze wehrt, und dagegen in Sachsen das Christenthum durch Gewalt einzuführen sucht, der in Neustrien die Erhaltung der Nationalsitten durch den Arm der Gewalt schützt, und dagegen in anderen Theilen seines Reiches, besonders in Sachsen und Thüringen, dadurch, daß er die Eintheilungen verändert und sich sogar in die Gerichtsformen, die doch das Leben und die Seele jeder Verfassung sind, Eingriffe erlaubt, die nationale Verfassung untergräbt, und auf deutschen Stamm gewaltsam eine römische Cultur pfropft. Allein wir müssen die Vorsehung preisen, daß sie nachher durch die Schwäche und Schlaffheit seines frommen Sohnes und Nachfolgers die Völker des Westens vor einer vorzeitigen Blüthe der Wissenschaft und Kunst bewahrte, die unter dem willkürlichen Gebot eines Einzigen durch Aufopferung der alten Sitten und des Nationalgeistes zu theuer erkauft worden wäre. Deutlich zeigt sich dies in der Bestrafung einer schlecht angelegten Verschwörung, welche gleich nach dem letzten sächsischen Kriege von einer Anzahl Thüringer und Ostfranken in Verbindung mit einigen Hofbeamten angezettelt wurde. Die Sache selbst ist nicht ganz klar; doch ist soviel gewiß, daß es dabei auf das Leben des Königs abgesehen war, und daß die Verschwörung theils durch Karl's Gewaltthätigkeit und Grausamkeit, theils durch den Einfluß der stolzen und harten Fastrada, die ihn beherrschte, hervorgerufen wurde. Karl stellte die Verschworenen weder vor ihre ordentlichen Richter, noch vor die Versammlung der Franken, sondern sprach eigenmächtig

das Urtheil über sie aus, und ließ zugleich mit ihnen viele Verdächtige unter dem Vorwande des Antheils an dem Verbrechen ums Leben bringen oder blenden und ihrer Güter berauben.

Gegen das Ende des Jahres 786 begab sich Karl wieder nach Italien. Hier zwang er den longobardischen Herzog von Benevent zur Anerkennung seiner Oberhoheit, und empfing dann in Rom die Gesandten des Herzogs Thassilo von Baiern, des einzigen Mannes im ganzen Reiche, der außer den Sachsen widerspenstig war. Karl hatte viele Ursachen, dem Letzteren zu zürnen, besonders aber warf er ihm vor, daß er die Heeresfolge nicht leiste, obgleich dies ebenso sehr an seinen Baiern, als an ihm lag, und obgleich Thassilo seines Heerbannes selbst bedurfte, weil die wilden Awaren stets an seinen Grenzen streiften. An eine Versöhnung war nicht zu denken; Karl benutzte vielmehr den Frieden mit den Sachsen, um Baiern durch seine Truppen überall so schnell und so enge einschließen zu lassen, daß der Herzog zur Unterwerfung genöthigt wurde. Thassilo lieferte zuerst seine Söhne als Geißeln der Treue aus, und stellte sich endlich selbst vor einer Reichsversammlung, welche in Ingelheim gehalten wurde (788). Hier ließ Karl zwar ein Gericht über ihn halten, dies geschah aber wohl nur des Scheines wegen, da Thassilo eigentlich schon längst verurtheilt war. Man verdammte ihn zum Tode und brachte dafür zwei Gründe vor: der Herzog sollte einst willkürlich das Heer verlassen haben, was nach fränkischem Recht mit dem Leben bestraft wurde, und außerdem ward ihm, sonderbar genug, der Vorwurf des Eidbruches daraus gemacht, daß er, nachdem er seine Kinder als Geißeln gegeben hatte,

gesagt haben sollte, er wolle lieber zehn Kinder verlieren, als Knechtschaft erdulden. Das Todesurtheil wurde jedoch nicht vollzogen, sondern Karl ließ ihn ins Kloster stecken. Sechs Jahre später muße aber Thassilo auf einer Kirchen- und Reichsversammlung zu Frankfurt am Main sein Verbrechen nochmals feierlich eingestehen und seine Verurtheilung erneut hören. Seine Unterthanen waren in seine Schuld verwickelt, Karl verfügte daher willkürlich über sie und ihr Land, gab ihnen keinen neuen Herzog, sondern theilte Baiern in kleinere Districte oder Gaue, und setzte denselben, wie überall sonst im Reiche, Grafen vor; doch wies er die Einkünfte von zwei Orten dem Thassilo zum Unterkommen an.

Unmittelbar nach Thassilo's Absetzung wandte sich Karl gegen das slavische Volk der Wilzen, welches jenseit der Elbe in der Mark Brandenburg wohnte. Er schloß gegen dasselbe einen Bund mit einer anderen slavischen Völkerschaft, den in Mecklenburg wohnenden Obotriten, vereinigte die Friesen und Sachsen mit seinen fränkischen Truppen, schlug zwei Brücken über die Elbe, und zwang die angesehensten Fürsten oder Führer der Wilzen, ihm Huldigung und Geschenke darzubringen. Um dieselbe Zeit, als Karl im Nordosten seines Reiches die Wilzen demüthigte und mit den Obotriten einen Bund einging, mußte er seine Nordküsten gegen die normännischen Seeräuber decken, im äußersten Westen den mächtigen Feind, den er an dem Khalifen von Cordova hatte, im Auge behalten, seine Ostgrenze gegen die wilden und räuberischen Awaren zu schützen suchen, und im Süden sich wohl hüten, den longobardischen Herzögen zu trauen; ja, er entwarf damals sogar durch die beabsichtigte Ver-

mählung seiner Tochter Rotrudis mit dem griechischen Kaiser eine weit aussehende Verbindung mit den Griechen, und hatte, als dieser Plan sich zerschlug, an den Letzteren einen Feind, der die Behauptung der italiänischen Besitzungen erschwerte. Ungeachtet dieser vielen und verschiedenartigen Verhältnisse, die seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nahmen, beschäftigte er sich doch zu gleicher Zeit auf das angelegentlichste mit der Verwaltung seiner Güter, mit der Verbesserung des Kirchengesangs, mit der Einführung der römischen Methode des Studiums und mit seiner eigenen Ausbildung. Man wird daher mit Staunen und Bewunderung erfüllt, daß Karl so viele und so mannichfaltige Angelegenheiten zugleich betreiben konnte. Da jedoch der Krieg immer sein Hauptgeschäft blieb, und er das Rechtsprechen, wenn nicht sein eigener Nutzen zur Sprache kam, dem Pfalzgrafen überließ, so erklärt man sich die gleichzeitige Beschäftigung Karl's mit den zuletzt genannten Dingen und mit seinen kriegerischen Planen aus der rastlosen Bewegung seiner Seele in den Zeiten, wo sein Körper einer längern Ruhe bedurfte. So groß übrigens sein Geist dabei auch erscheint, so würde er doch noch größer erscheinen, wenn nicht überall der Gedanke durchschimmerte, es lasse sich das *schaffen* und *durchsetzen*, was nur gepflegt sein will, damit es *werde*.

Durch die Hülfe, welche die Sachsen ihm beim Zuge gegen die Wilzen geleistet hatten (789), hielt sich Karl ihrer Unterwerfung so sicher, daß er im folgenden Jahre ganz ruhte, um die nöthigen Rüstungen zu einem Kriege zu machen, der ihn bis an die Grenzen des griechischen Reiches führen sollte. Dieser

Kriegszug war gegen die Awaren gerichtet, welche östlich von den Baiern im heutigen Ungarn und Oestreich wohnten, und denen er seither nur den baierischen Heerbann entgegengesetzt hatte. Die Awaren, welche schon seit der Auswanderung der Longobarden nach Italien in diesen Gegenden saßen, und die benachbarten Völker mit ihren verheerenden Raubzügen heimsuchten, hatten ihr Land, das von Natur an vielen Stellen unzugänglich war, durch Hecken, Palisaden und Gräben noch mehr befestigt und in demselben neun Ringe oder Umpfählungen gebildet, innerhalb deren ihre Wohnungen so vertheilt waren, daß der Klang der Trompete von der einen bis zur anderen reichte. Karl bekriegte die Awaren in nicht weniger als sieben Feldzügen, welche zu verschiedenen Zeiten theils von ihm selbst, theils von seinen Generalen unternommen wurden, und entriß ihnen jedes Mal einen Theil der unermeßlichen Schätze, die sie nach und nach in civilisirten Ländern erbeutet und nach ihren Ringen geschleppt hatten. Diese reiche Beute schien jedoch den Sachsen, welche jene Züge mitmachen mußten, durch Blut und durch lange Entfernung von der Heimath zu theuer erkauft. Sie fielen deshalb im Jahre 793 von neuem ab, und Karl befand sich bald in derselben Lage, wie acht Jahre zuvor: die Sachsen standen in den Waffen, der awarische Krieg war noch nicht beendigt, der Westen des Reiches wurde von neuem durch die Mohammedaner ernstlich bedroht, und in der eigenen Umgebung des Königs brach wieder eine Verschwörung gegen sein Leben aus. Diese Verschwörung wurde ebenso, wie die frühere, durch den Stolz und Hohn der Fastrada und ihrer Freunde hervorgerufen, welche die Franken beleidigten

und einen unehelichen Sohn Karl's, Pipin, den sie Bastard schalten, zur Rache anreizten. Die Beleidigten rotteten sich zusammen, und beschlossen den König zu tödten. Nur durch Zufall und durch den schändlichen Eigennutz eines Geistlichen, der nachher zur Belohnung die reiche Abtei St. Denys erhielt, wurde die Sache entdeckt. Karl bestrafte die Theilnehmer und viele Verdächtige wieder auf orientalische Weise mit Schwert und Strang. Sein Sohn durfte zwar am Leben bleiben, mußte aber in ein Kloster gehen und den Rest seiner Tage als Mönch zubringen.

Karl's Lage war um jene Zeit sehr bedenklich; aber der große Geist, den erst Schwierigkeiten ans Licht bringen, zeigte sich auch damals und ließ den König aus den Gefahren nur noch größer hervorgehen. Was die im Westen drohende Gefahr betrifft, so hatte sie ebenso, wie der neue Aufstand der Sachsen, ihren Grund in jenen entfernten Kriegen Karl's, welche ihn nöthigten, die eine Grenze preiszugeben, um die andere zu schützen. Er hatte seinen Sohn Ludwig nach Aquitanien und einen anderen Sohn, Pipin, welcher nicht mit dem so eben angeführten Pipin zu verwechseln ist, nach Italien geschickt, um in den Sitten und Gewohnheiten der Aquitanier und Italiäner erzogen und als Könige an die Spitze dieser Völker gestellt zu werden, weil er beide Länder als Eroberungen ansah, die er ebenso, wie das Herzogthum Baiern, ganz vom Frankenlande trennen dürfe. Die Aquitanier, welche nicht nur von Alters her an eine gewisse Selbstständigkeit gewöhnt waren, sondern auch ihrer westgothischen Abkunft und ihres unruhigen Geistes wegen sich nur schwer in eine völlige Unterordnung unter die fränkische Herrschaft ge-

fügt haben würden, scheinen Karl's Verfügung als eine Gefälligkeit und Fürsorge angesehen zu haben, zumal da dem jungen, nie selbstständig gewordenen König von seinem Vater verständige Männer beigeordnet waren. Sie ließen deshalb ihre Jugend mit Ludwig in den sächsischen und awarischen Krieg ziehen, und folgten ihm gern, als ihn Karl 793 nach Italien schickte, um in Verbindung mit Pipin den rebellischen Herzog Grimoald von Benevent zu unterwerfen. Ludwig's Abwesenheit benutzte der spanische Khalif Hischam I. zu einem Eroberungszuge. Er entriß den Franken ihre jenseit der Pyrenäen gelegenen Besitzungen, und sein Feldherr Abd Almalik drang diesseit des Gebirges tief in Languedoc ein; glücklicher Weise that aber der Graf Wilhelm Courtnez von Toulouse, obgleich er von den Seinen verlassen wurde, den Mohammedanern tapferen Widerstand, und schreckte sie durch den in einem Treffen erlittenen Verlust so, daß Abd Almalik nicht wagte, den aus Italien heimkehrenden König zu erwarten. Die Feinde zogen sich schnell hinter die Pyrenäen zurück, nachdem sie die Vorstädte von Narbonne niedergebrannt und große Schaaren von Christen geraubt hatten, um sie beim Bau der Haupt-Moschee von Cordova wie Lastthiere zu gebrauchen. Nach Ludwig's Zurückkunft kam ein Waffenstillstand auf mehrere Jahre zu Stande.

Karl wurde auf diese Weise leicht mit den spanischen Mohammedanern und ihren Heeren fertig; ganz anders erging es ihm mit den spanischen Christen und ihren theologischen Streitern. Die Ersteren besiegte oder befriedigte er ohne fremde Hülfe, die Letzteren dagegen konnte er, auch als er aus England sich Mitkämpfer hatte kommen lassen, nicht beruhigen, obgleich

er selbst redlich mitstritt, und sich, weil er bei allen seinen Fehlern doch auf seine Weise fromm war, die Sache ebenso sehr angelegen sein ließ, als die Sachsen zu demüthigen, der Dummheit und dem Aberglauben der Geistlichen entgegen zu arbeiten oder der Griechen Albernheit im Verehren von heiligen Bildern zu bekämpfen. Es war nämlich der fromme und gelehrte Bischof Felix von Urgel, einer zu Karl's Reiche gehörenden Stadt in Catalonien, auf den Gedanken gekommen, sich Christi göttliche Natur so zu erklären, daß er ihn nicht für den wirklichen, sondern nur für einen adoptirten Sohn Gottes hielt, und auch der Bischof Elipandus von Toledo war für diese Meinung gewonnen worden. Zwei andere Geistliche in dem christlichen Reiche Asturien glaubten darin eine große Ketzerei zu finden, sie wandten sich deshalb an Karl, und es entstand nun ein heftiger theologischer Zwist, welcher leicht im Abendland ebenso bedeutende Unruhen hätte veranlassen können, als gerade damals der Bilderstreit im Orient hervorgerufen hatte, wenn nicht die Unwissenheit und der kühlere Sinn der Occidentalen es verhindert hätte. Karl nahm sich der Sache sehr lebhaft an; er beschied (792) Felix zu sich, und schickte ihn dann, um Rede und Antwort zu geben, nach Rom. Der Bischof sah sich freilich gezwungen, seine Meinung zurückzunehmen; kaum war er aber nach Spanien heimgekehrt, als er seine frühere Behauptung von neuem aufstellte, die Gegner derselben in Schriften bekämpfte, und ebenso wie vorher eine Stütze an dem Bischof Elipandus fand, welcher nicht unter Karl's Geboten stand, und deshalb nicht zum Nachgeben gezwungen werden konnte. Um diese Irrlehrer zu widerlegen, bewog Karl im Jahre 793 durch

dringende Bitten den angelsächsischen Gelehrten Alkuin, den er früher (781) in Italien kennen gelernt, damals nach Frankreich gezogen und seither vergebens zu bleiben ersucht hatte, seinen Wohnsitz für immer im fränkischen Reiche aufzuschlagen. Dies hatte die wichtigsten Folgen. Die Adoptions-Lehre wurde zwar, obgleich man Felix nach Lyon verbannte, nicht widerlegt und ausgerottet, da Alkuin selbst große Achtung vor dem Letzteren hatte, und da die Anhänger dieser Lehre im mohammedanischen Spanien dem Arme des fränkischen Königs und seines Papstes unerreichbar waren; allein um so bedeutender war Alkuin's Einfluß auf die Cultur des fränkischen Reiches.

Alkuin hatte früher der blühenden höheren Bildungsanstalt in York vorgestanden, welche eine der wenigen, damals im Westen befindlichen Bibliotheken besaß, und auf der fast alle Gelehrten jener Zeit nicht nur ihre Kenntniß der höheren Wissenschaften und der eigentlichen Theologie gesammelt, sondern auch, was unendlich mehr sagen will, jenen Feuereifer für die Studien, für Religion und für Heidenbekehrung, den sie nachher durch die That bewiesen, eingesogen hatten. Karl, der als Freund des gelehrten Papstes Hadrian bei fortschreitendem Alter statt der Bücher von Rom's und Griechenland's Helden sich erbauliche Schriften vorlesen ließ, fand in diesen vieles Dunkele, und hatte deshalb früher Alkuin an seinem Hofe lange Zeit bewirthet und zurückgehalten. Dieser glaubte jetzt den wiederholten und dringenden Bitten des Königs nicht widerstehen zu dürfen, und blieb hierauf bis zu seinem Tode in Frankreich. Karl wies ihm, obgleich Alkuin kein Mönch war, die Einkünfte mehrerer reichen Klöster an, und nöthigte ihn nicht, sei-

nem Hofe zu folgen, sondern sah es gern, daß er seinen Wohnsitz in Tours aufschlug, dort angesehenen Männern, die sich ausbilden wollten, höhere Kenntnisse mittheilte, und sie, so oft er in gleicher Absicht an den Hof reiste, mitnahm. Da Alkuin Schriften über die Methode im Studium der Wissenschaften hinterlassen, und in diesen gewisse Gegenstände zum Theil auf dieselbe entwickelnde und dialogische Weise, wie in der Schule selbst, behandelt hat, so können wir daraus ersehen, wie sehr dieser Mann sich seiner Zeit und ihrer Fassungskraft anzupassen verstand, ohne niedrig zu werden. Wir wundern uns daher auch nicht, daß Alkuin bei Karl und in dessen Umgebung das größte Ansehen besaß. Der König selbst nannte ihn seinen in Christo geliebtesten Lehrer; der bejahrte und bescheidene Adelhard, welcher früher Graf über einen Theil von Elsaß und Schwaben gewesen, dann in den geistlichen Stand übergetreten, und von Karl seinem Sohne, dem Könige Pipin von Italien, als Erzieher und Lehrer mitgegeben worden war, nannte sich Alkuin's Schüler; Söhne, Töchter und Schwestern Karl's ließen sich gern den Namen seiner Söhne und Töchter geben; Karl selbst endlich, war auf Alkuin's Besitz stolzer, als auf den eines Königreiches, er stellte ihn der glänzenden Versammlung, welche 794 in Frankfurt am Main gehalten und zugleich als Kirchen- und als Reichsversammlung angesehen wurde, als seinen Freund vor, und ließ diese Empfehlung in die Artikel der Synode aufnehmen. Alkuin sagte dem König nachher auch, wenn alle schwiegen, offen die Wahrheit, indem er ihn zugleich durch Artigkeit und Lob einnahm. Er bewog ihn, mit seinen gelehrten Freunden einen Verein für die Ausbildung der Wissenschaften

zu gründen, welcher einem Orden gleich war, weil jeder, der gewürdigt wurde daran Theil zu nehmen, einen besonderen, entweder von einem alten Schriftsteller oder von einem anderen berühmten Manne entlehnten Namen erhielt. Es war, wenn nun einmal doch die Bildung einer Nation durch einen einzigen Menschen geleitet werden mußte, ein großes Glück, daß Karl einen so unabhängigen Mann als Alkuin wählte, weil dieser doch ihn selbst und seinen Erzkapellan oder höchsten Leiter der geistlichen Angelegenheiten in Respect hielt. Uebrigens war Karl selbst schon vor Alkuin's bleibender Uebersiedelung nach Frankreich für die Bildung seines Volkes in mehr als Einer Hinsicht thätig gewesen. Er hatte schon im Jahre 787 italiänische Gesanglehrer mit nach Deutschland gebracht, um den römischen Kirchengesang bei seinen Franken einzuführen, wobei aber jene, wegen der rauhen, harten und ungeläufigen Töne der Letzteren, anfangs große Schwierigkeiten fanden. Ebenso hatte er um jene Zeit durch italiänische Gelehrte die römische Methode im Studium der Alten in die Schulen des Franken-Reichs zu verpflanzen gesucht. Er hatte endlich den Bischöfen und Aebten so zu sagen durch einen Kabinetsbefehl geboten, Schulen bei den Kirchen und Klöstern anzulegen. Kabinetsbefehle thun es freilich überall nicht, und Karl selbst spricht das, worauf es bei der Bildung einer Nation eigentlich ankommt, klar und deutlich aus, wenn er in seiner Verordnung sagt: „Zum Unterricht sollen solche Männer zugezogen werden, welche sowohl den Wunsch und die Fähigkeit zu lernen, als auch einen inneren Trieb Andere zu lehren besitzen.“ Dessen ungeachtet erließ er nachher einen neuen Befehl, in diesem erscheint er aber wahrhaft

groß; denn es heißt darin, er selbst habe in allen Büchern des alten und neuen Testaments die durch unwissende Abschreiber hineingebrachten Fehler sorgfältig verbessert. Ueberhaupt beschäftigte sich Karl selbst gern und viel auf gelehrte Weise. Er las nicht allein lateinische und griechische Schriften, studirte nicht allein noch in seinen älteren Jahren verschiedene Wissenschaften, und führte beständig eine Tafel bei sich, um seine Gedanken über weltliche und geistliche Angelegenheiten niederschreiben zu können, sondern er ging auch manchmal so weit, daß er sein kaiserliches Ansehen selbst in rein gelehrten Dingen gebrauchte. Er erließ z. B. einmal kraft seiner Machtvollkommenheit an die Geistlichen den Befehl, die verbesserten Lesarten einer Schrift als die richtigen anzuerkennen. Indessen scheint er selbst doch gefühlt zu haben, daß dies die rechte Art nicht sei, da er sich in einer seiner Verordnungen auf den Vorgang des jüdischen Königs Josias berief, welcher eben dasselbe in Betreff der heiligen Bücher seines Volkes gethan habe.

Außer Alkuin zog Karl noch andere Gelehrte an sich, um mit ihrer Hülfe sich selbst und sein Volk zu bilden; doch war und blieb Alkuin der bedeutendste von allen. Unter ihnen sind der Geschichtschreiber der Longobarden, Paulus Diakonus oder Paul Warnefried, Peter von Pisa, Eginhard, der uns eine Lebensbeschreibung Karl's hinterlassen hat, Angilbert und der kurz zuvor erwähnte, zu Karl's Familie gehörende Abt Adelhard die berühmtesten. Mit Hülfe dieser und anderer Männer, welche größtentheils Ausländer waren, suchte der König Kenntnisse und Bildung im Franken-Reiche zu verbreiten. Der wahren Religion, den Sitten und dem alten

Rechte ward dabei freilich nicht in gleichem Grade aufgeholfen. Karl verpflanzte im Gegentheil eine fremde Cultur in ein deutsches Reich, und legte den Grund zu einer Bildung, die doch nur den Großen und Vornehmen zu Statten kam, und diese vom Volke trennte; denn was von seinen Bemühungen für die einheimische und nationale Bildung berichtet wird, war von keiner großen Bedeutung. Karl versuchte nämlich nach der Versicherung seines Freundes und Biographen Eginhard eine deutsche Sprachlehre zu schreiben, ließ die alten fränkischen Heldenlieder sammeln, und gab den Monaten und Winden neue Namen, die sich zum Theil bis jetzt im Volksgebrauche erhalten haben. Man hat auf diese Bestrebungen in neuerer Zeit offenbar einen zu hohen Werth gelegt; denn um von den Namen der Monate und Winde gar nicht zu reden, so blieb es in Betreff der Sprachlehre bei dem bloßen Versuch, und die Sammlung der Heldenlieder, welche Karl gemacht haben soll, kann doch nichts Bedeutendes enthalten haben, weil sonst gewiß einer der Annalisten es aufgenommen und uns überliefert haben würde. Wenn es übrigens auch wahr sein mag, daß unter den ewigen Kriegen und beim Mangel der ersten Elemente der Bildung Alkuin's Anstalten mehr Glänzendes, als eigentlich Nützliches hatten, so übte Karl's Bildung nichts desto weniger auch auf die Regierung einen großen Einfluß aus. Man sieht dies aus den von ihm gemachten Entwürfen, die nur darum misglückten, weil die unteren Behörden nicht genug gebildet waren, um das Ihrige zu thun, und weil die Arbeitsleute nicht Fertigkeit genug besaßen, um die Arbeit gehörig zu verrichten. Der erste dieser Entwürfe war der Kanal, welcher Donau und Main durch

die Rednitz und Altmühl mit einander verbinden sollte. Er mußte, nachdem er kaum in's Werk gesetzt worden war, wieder aufgegeben werden, weil die mit der Leitung beauftragten Leute ungeschickt waren; denn sie verstanden nicht, das Sumpfwasser von den Orten, wo gegraben wurde, abzuleiten und das Einstürzen der Seiten des Kanals zu verhüten, ja, sie wußten nicht einmal die Wasserwaage richtig zu gebrauchen. Ein anderer großer Plan Karl's, die Errichtung einer Brücke über die Donau, kam wegen der fortdauernden Widersetzlichkeit der Awaren und Sachsen nicht zu Stande. Diese Entwürfe und einige andere Unternehmungen, welche Karl wirklich ausführte, beweisen, daß er wohl wußte, wie und wodurch man eine Nation zu milderen Sitten leitet. Dahin gehören namentlich seine Bemühungen für Erleichterung des Verkehrs und die von ihm erbauten Paläste oder Pfalzen. Da er in einem Lande, wie Deutschland damals war, an eigentliche Heerstraßen nicht denken konnte, so suchte er den Verkehr durch die Binnenschifffahrt zu beleben. Er selbst bediente sich dieser Art zu reisen gern; er fuhr z. B. nicht nur oft den Main hinauf und hinunter, sondern er reiste im awarischen Kriege sogar auch auf der Regnitz; in Aquitanien befuhr er die Garonne, in Neustrien auch einmal die Loire. Wie lebhaft die Flußschifffahrt war, geht aus den Zoll-Privilegien hervor, welche z. B. von Karl's Sohne, Ludwig I., solchen Klöstern, die tief im Lande lagen, ertheilt wurden, und bei denen der Wagen und Karren nur gelegentlich, der Schiffe dagegen vorzugsweise erwähnt wird. Bei Mainz erbaute Karl eine hölzerne Brücke, welche zu ihrer Herstellung zehn Jahre Arbeit erforderte. Sie brannte ein Jahr vor seinem Tode

ab, und er faßte damals den Entschluß, sie durch eine steinerne zu ersetzen. Paläste erbaute Karl unter Andern zu Ingelheim, zu Aachen und an der fränkischen Saale, sowie er denn überhaupt am häufigsten in der östlichen Hälfte des Reiches verweilte, und Austrasien recht eigentlich zum Hauptlande machte. Der Palast an der Saale brannte bald wieder ab; die beiden anderen aber blieben Karl's Haupt-Residenzen. Er bediente sich zu diesen Bauten italiänischer Baumeister, und ließ auch die dazu nöthigen Säulen und andere Bildhauerwerke aus Italien kommen. Von dem Palast zu Ingelheim hat ein Dichter uns eine Beschreibung hinterlassen, in der auch von großen Gemälden die Rede ist, welche Karl's und seiner Vorfahren Thaten, sowie Scenen aus der römischen, griechischen und alt-orientalischen Geschichte vorstellten. Man darf sich jedoch, auch abgesehen davon, daß die uns überlieferte Schilderung eine poetische ist, von diesen Malereien ebenso wenig eine große Vorstellung machen, als von den Gemälden auf silbernen Tischen, welche Karl nach Eginhard's Angaben besessen haben soll. Das eine der Letzteren stellte Rom, das andere Constantinopel dar, Beide waren aber gewiß nur rohe Abbildungen, welche schwerlich durch etwas Anderes kenntlich waren, als durch das darunter Geschriebene: „Das ist Rom, das ist Constantinopel." Der Palast zu Aachen war kein einfaches Gebäude, sondern er enthielt auch besondere Häuser für alle zum Hofe gehörenden Personen, in den unteren Stockwerken waren Räume für die Diener derselben und für die Soldaten angebracht, und wenn wir den Angaben eines Chronikschreibers Glauben schenken dürfen, so hatten Karl's Zimmer eine solche Lage, daß er alle Eingänge in diese Woh-

nungen übersehen konnte. Außer dem Palast baute er in Aachen auch eine Kirche, zu welcher der Papst Hadrian ihm die Marmorsäulen und die Mosaikarbeiten aus dem zerstörten kaiserlichen Palast in Ravenna schenkte. Aachen war überhaupt die Stadt, in welcher Karl am liebsten verweilte. Dazu mögen besonders die warmen Quellen dieses Ortes viel beigetragen haben; denn es wird uns erzählt, daß er die dortigen Bäder vorzugsweise geliebt, und sich in Gesellschaft seiner Söhne und Hofleute gern mit Baden und Schwimmen belustigt habe.

Mitten unter solchen Entwürfen und Unternehmungen fühlte Karl den Druck seiner eigenen Größe, da er die Kriege gegen die Awaren und Sachsen unmöglich mit gleichem Erfolg und nicht ohne harte Bedrückung der Seinen führen konnte. Die fast ohne Unterlaß geforderte Heeresfolge lastete schwer auf seinen Unterthanen, besonders in den entfernteren Theilen des Reiches, deren Bewohner nicht nur, wie alle Anderen, ihre Ausrüstung selbst zu besorgen hatten, sondern auch häufiger in Anspruch genommen wurden, und beim Marsch nach den entgegengesetzten Grenzgegenden auf einer weit größeren Strecke für ihren Unterhalt sorgen mußten. Nach den von Karl gegebenen Verordnungen mußte jeder, der einen Grundbesitz von gewisser Größe hatte, in Person beim Heere erscheinen; Aermere traten nach einem bestimmten Maßstabe ihres Besitzes zu zwei, vier oder fünf zusammen, stellten einen aus ihrer Mitte, und bestritten gemeinschaftlich die Kosten desselben. Wer sich der Theilnahme am Kriege entzog, mußte eine Geldstrafe zahlen, die zwar bei den Armen weit weniger betrug, als bei den Reichen, dessen ungeachtet aber auch für die Er-

steren sehr drückend war, zumal da der Graf des Districtes ein Drittel der Summe erhielt und also gewiß streng aufpaßte. Auf Desertion stand die Todesstrafe.

Von den erwähnten beiden Kriegen, die sich an der Weser und an der Donau erneueten, war der sächsische der schwierigste; denn für den awarischen genügten lange Zeit die italiänischen Truppen in Verbindung mit dem baierischen Heerbann, weil er gegen ein Volk geführt ward, das seine Urkraft verloren hatte, und nicht einmal Verstand genug besaß, um die Vortheile seiner Lage gehörig zu benutzen. Dies änderte sich erst dann, als ein Theil der Awaren sich unterworfen und das Christenthum angenommen hatte; denn nun ermüdete man durch Grausamkeiten und durch hartes Einfordern des geistlichen Zehnten, als der ersten Pflicht neuer Christen, die Geduld des Volkes und brachte es zur Verzweiflung. Im Jahre 796 erlagen die Awaren endlich der fränkischen Uebermacht. Sie wurden von den Siegern ausgeplündert, als wenn sie zu keiner Schonung berechtiget wären. Dies brachte zwar ungeheuere Reichthümer in Umlauf, welche theils unter Karl's Große vertheilt, theils dem Papste geschenkt, theils zur Erbauung von Kirchen, Klöstern und Palästen verwendet wurden; nicht mit Unrecht sagt aber ein altes Sprichwort von solchem Gute, es gedeihe nicht. Uebrigens entstand aus dem den Awaren entrissenen Land später die Markgrafschaft Oestreich.

Ganz anders, als mit den Awaren, ging es mit den Sachsen: diese mußte Karl selbst wieder längere Zeit hindurch jedes Jahr heimsuchen, ohne daß er sie ganz zu bezwingen vermochte. Der Anlaß oder vielmehr das Signal zu dem neuen Aufstande der Sachsen wurde dadurch gegeben, daß diese im Jahre 793 einen

von Karl's Grafen, der sie selbst früher im awarischen Kriege angeführt hatte und wieder unter ihnen Leute ausheben sollte, unversehens überfielen und sammt der Heerschaar, die er für jenen Krieg von Friesland her mit sich gebracht hatte, aufrieben. Der Krieg nahm damals einen ganz eigenen Charakter an. An eine Vereinigung der Sachsen zu entscheidenden Schlachten war, seit Alboin und Wittekind nicht mehr an ihrer Spitze standen, freilich nicht zu denken; aber die Masse der Franken, mit welcher Karl jährlich über die Weser ging, verlor dabei ungeachtet ihrer gräulichen Verwüstungen ebenso viel als die Sachsen, weil die Letzteren in einzelnen Höfen zerstreut wohnten, und die Ersteren also weder durchaus beisammen bleiben konnten, noch auch sich zu sehr vertheilen durften. Die Folge davon war, daß zwar jedes Jahr die Gegenden, durch welche Karl zog, ihm huldigten, daß aber die Bewohner derselben, sobald sich der Feind wieder entfernt hatte, aus ihren Sümpfen und Wäldern hervorkamen, und bei ihrer Kenntniß der Lage, Oerter und Gelegenheiten mit leichter Mühe die einzelnen Heerhaufen der zurückgebliebenen Franken verjagten. Selbst als Karl 797 bis an die Mündungen der Elbe und Weser drang, die Obotriten, seine Verbündeten, unter fränkischen Generalen von Nordosten her in's Sachsen-Land einbrechen ließ, ein festes Lager an der Weser erbaute, und in demselben den Winter zubrachte, erduldeten die Sachsen lieber alle Gräuel der Verwüstung, und sahen es gelassen mit an, daß Tausende der Ihrigen aus der Heimath geschleppt und in verschiedene Gegenden des Franken-Reichs zerstreut wurden, als daß sie fremde Gesetze und Sitten angenommen hätten.

Glücklicher, als im Lande der Sachsen, war Karl an der Westgrenze seines Reichs, wo der unruhige Geist der spanischen Mohammedaner und ihre steten Secten- und Familienzwiste dem dortigen Khalifen nie erlaubten, vollen Gebrauch von der Macht und dem Reichthum zu machen, dessen Spanien, damals das blühendste Reich von Europa, sich erfreute. Hischam I. hatte zwar die fränkische Provinz jenseit der Pyrenäen den Franken entrissen; kaum war ihm aber sein Sohn Hakem I. in der Regierung gefolgt (796), als unter den Mohammedanern wieder Streitigkeiten enstanden, welche den Franken Gelegenheit zu neuen und bedeutenderen Eroberungen gaben. Gegen Hakem empörten sich nämlich nicht nur mehrere Statthalter, sondern auch die beiden Oheime des Khalifen, welche unter Hischam nach Afrika vertrieben worden waren, kehrten von dort zurück und setzten sich im Lande fest. Der eine von ihnen reiste hierauf nach Paderborn, um Karl's Hülfe zu erbitten. Dieser schickte 797 seinen Sohn Ludwig von Aquitanien, den er kurz vorher zu sich beschieden hatte, und ließ durch ihn die aquitanischen Truppen an die Grenze führen. Dadurch wurde der spanische Befehlshaber in Barcellona zur Unterwerfung gezwungen; er fiel zwar, sobald Hischam seine Oheime besiegt hatte, wieder von dem fränkischen Könige ab, allein die Aquitanier belagerten ihn zwei Jahre lang in Barcellona, eroberten nach einer hartnäckigen Gegenwehr die Stadt, vertrieben alle Moslemin aus derselben, und siedelten statt ihrer christliche Gothen darin an (801). Auch Huesca und die balearischen Inseln geriethen in fränkische Gewalt, die Letzteren wurden mit Barcellona in Verbindung gebracht und so dem Christenthum im Lande Catalonien

ein Bollwerk gegeben, das nicht so leicht umzustürzen war. Der Ruhm dieser Thaten ward dem jungen Ludwig zu Theil, obgleich dieser dabei am wenigsten gethan hatte, und überhaupt nie die Fähigkeit erlangte, etwas Bedeutendes zu leisten. Ludwig war von Natur gutmüthig und freundlich, zugleich aber auch kraftlos und unselbstständig, und bedurfte daher auch sein ganzes Leben hindurch einer Stütze. Karl selbst hätte dies aus seines Sohnes unverständiger Frömmigkeit und aus der Schwäche, mit welcher derselbe seinen Freunden sogar zu seinem eigenen Nachtheil Alles erlaubte, voraussehen können; er vermehrte aber das Uebel, indem er den jungen Mann mit Vorschriften überhäufte, und ihm überlegene Männer an die Seite stellte, die seine Schritte leiteten und seine Kriege führten, und deren Geist den seinigen erdrückte, während der Glanz ihrer Thaten ihn nur so lange, als sie neben ihm standen, umstrahlte. Uebrigens zogen Ludwig und seine Leiter noch ein oder mehrere Male gegen die Mohammedaner zu Felde; es ist aber schwierig, diese Züge, auf deren einem Tortosa erobert wurde, der Zeitfolge nach zu bestimmen.

Wenn man bedenkt, was auf diese Weise Karl im Kampfe mit Heiden und Mohammedanern für den christlichen Glauben gethan hatte, so wird man es sehr natürlich finden, daß der erste Bischof der Christenheit ihn jedes Titels und jeder Würde werth hielt, durch welche sein Ansehen vermehrt werden konnte. Doch brachte erst ein Verdienst um des Papstes eigene Person diesen auf den Gedanken, dem fränkischen Könige eine Ehre zu erweisen, welche anfangs den Letzteren gewiß selbst überraschte, nachher aber seinem großen Sinne und seinem Stolze zu sehr schmeichelte, um

nicht gebilligt zu werden. Diese Ehre bestand darin, daß Papst Leo III., Hadrian's I. Nachfolger, im Jahre 800 das weströmische Kaiserthum, an welches seit Romulus Augustulus niemand mehr gedacht hatte, dem Namen nach für wiederhergestellt erklärte, und die höchste Würde desselben auf den fränkischen König übertrug. Doch dachte dabei sowohl Leo als Karl nur an eine bloße Würde, nicht an neue Rechte, und obgleich diese nachher von selbst aus der Sache hervorgingen, so waren sie doch damit nicht beabsichtigt. Leo war nach Hadrian's Tod (795) zum Papst erwählt worden, und Karl hatte seinem Freunde Angilbert, welcher mit Geschenken aus der awarischen Beute an Hadrian, den Mitgenossen von Karl's gelehrten Beschäftigungen, abgeschickt war, den Befehl ertheilt, diese Gaben dem neuen Papste zu überreichen. Offenbar war also auch anfangs von einer Unzufriedenheit mit Leo's Erwählung keine Rede. Kurze Zeit nachher jedoch gab Leo durch sein Betragen Anstoß, und seine Feinde benutzten dies, um ihn zu stürzen. Sie brachten eine mächtige Partei gegen ihn zu Stande, überfielen ihn eines Tages bei einer Procession auf offener Straße, und ließen ihn so sehr mißhandeln, daß man ihn anfangs geblendet und der Zunge beraubt glaubte (799). Er erlangte indessen späterhin das Gesicht und den Gebrauch der Zunge wieder, entkam aus den Händen seiner Feinde, und floh mit Hülfe des Herzogs von Spoleto aus Rom. Hierauf begab er sich sogleich in Begleitung mehrerer fränkischen Bischöfe nach Paderborn, wo damals Karl gerade verweilte. Dieser empfing ihn mit großen Ehrenbezeugungen, und ließ ihn durch angesehene Bevollmächtigte nach Rom zurück geleiten, indem er überzeugt war, daß sein Namen

und sein Ansehen die Römer hinreichend schrecken werde, um dem Papste eine friedliche Aufnahme und eine ruhige Regierung zu sichern. In Rom wurde nun zwar Leo aufgenommen, seine Gegenpartei war aber mächtig, und die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen warfen einen nachtheiligen Schein auf ihn; er selbst, noch mehr aber Alkuin beschwor daher den König, sich in eigener Person nach Rom zu begeben, um einem jetzt schon vier Jahre dauernden Aergernisse für immer abzuhelfen. Karl traf vorsichtige Maßregeln, damit während seiner Abwesenheit die Ruhe und Ordnung im Reiche nicht gestört werde: er sorgte für die an der Weser angelegten Festungen, ging dann der Seeprovinzen wegen nach Aachen, begab sich darauf nach der Bretagne, die sich kurz vorher empört hatte, bereits aber wieder unterworfen worden war, und reiste nachher nicht eher ab, als bis er mit Alkuin alles, was die geistlichen Angelegenheiten anging, verabredet hatte. Er nahm seinen Weg über Mainz, wo er in einer sonst ungewöhnlichen Jahreszeit, im August, eine Reichsversammlung hielt, um sich bei seinem Zuge mit dem nöthigen Glanze und mit einer gehörigen Kriegsmacht zu umgeben.

Als er in Rom angekommen war (800), hielt er ein feierliches Gericht, um dem Papste Gelegenheit zu geben, sich gegen öffentlich gemachte Beschuldigungen auch öffentlich zu vertheidigen; da aber Karl's Gesinnung und Absicht bekannt waren, so wagte natürlich Niemand als Ankläger aufzutreten. Leo konnte also alle Beschuldigungen durch einen Reinigungseid von sich ablehnen. Die Stadt Rom war, weil das Haupt der Christenheit in ihr wohnte, der Sammelplatz aller

Nationen, und ihre Einwohner hatten, wie aus einem Schreiben Alkuin's an Karl hervorgeht, schon damals bei den Deutschen den Ruf der Treulosigkeit und Unbeständigkeit, der sich nachher durch alle Zeiten hindurch erhalten hat. Nichts destoweniger nahm Karl, der bisher nur Patricius von Rom gewesen war, von dem versammelten Volke den Titel eines römischen Kaisers an. Als er nämlich am Weihnachtsfeste vor dem Altar der Hauptkirche knieete, schmückte ihn der Papst mit den Insignien der kaiserlichen Würde, und das zahlreich versammelte Volk rief, von Leo aufgefordert, den fränkischen König zum römischen Kaiser aus. Es war übrigens, so sonderbar dies auch erscheint, nur der Namen von Rom und das Andenken an seine ehemalige Größe, wodurch die Bürger einer so tiefgesunkenen Stadt sich eine solche Wichtigkeit geben konnten, daß ohne sie der Papst gewiß ebenso wenig, als sie ohne den Papst daran gedacht haben würden, den Helden des Nordens mit einem erloschenen Schimmer zu erleuchten. Er selbst suchte jedoch in dem erborgten Glanze nicht mehr, als darin zu suchen war; denn er legte überhaupt nie einen Werth auf Pracht und äußeren Schein, trug daher auch stets die gewöhnliche fränkische Kleidung, und vertauschte sie nur bei festlichen Gelegenheiten mit Schmuckgeräthen und kostbaren Gewändern. Dagegen verbreitete der Schimmer der römischen Kaiserwürde bei seinen Zeitgenossen mehr Glanz um ihn, als sein großer Geist und das Umfassende seiner Gedanken. Ebendasselbe gilt von den Verbindungen, in welche er mit dem glänzenden Beherrscher des abbasidischen Reichs und mit dem Patriarchen von Jerusalem trat; doch hatten diese, so lose sie auch waren, andererseits auch

den Erfolg, daß er seitdem als Herr des Westens den Christen des Orients und den schon damals in großer Zahl dahinreisenden Pilgern nützlicher ward, als vorher. Von dem Patriarchen von Jerusalem erhielt er durch einen Mönch, den er an denselben geschickt hatte, die Schlüssel zum heiligen Grabe und zur Schädelstätte. An den Abbasiden Harun al Raschid hatte er 797 zwei Gesandte in Begleitung eines Juden geschickt; jene starben unterwegs, dieser aber kehrte vier Jahre später zugleich mit einem Gesandten Harun's und einem anderen von dem Stifter der Aglabiten zu Karl zurück. Unter den Geschenken, welche beide orientalische Fürsten dem fränkischen Könige schickten, machte besonders ein Elephant großes Aufsehen. Eine spätere Gesandtschaft Harun's überbrachte als Geschenke ein kostbares Zelt, verschiedenes Räucherwerk, eine metallene Wasseruhr und Anderes, und soll dagegen von Karl friesische Kleider, spanische Pferde und Maulthiere und fränkische Jagdhunde erhalten haben.

Durch die Annahme der römischen Kaiserwürde kam Karl in ein eigenthümliches Verhältniß zu dem griechischen Reiche, mit welchem er dreizehn Jahre früher eine weit aussehende Verbindung angeknüpft hatte. Die griechische Kaiserin Irene, die als Vormünderin ihres Sohnes Constantin IV. in Constantinopel herrschte, hatte damals für diesen um Karl's Tochter Rotrudis anhalten lassen; Karl war auf ihre Bewerbung eingegangen, er konnte sich nachher aber von seiner Tochter nicht trennen, und auch der Kaiserin, die durch eine Verbindung mit ihm sich wohl nur in ihrem Ansehen recht festsetzen wollte, war es damit nicht ernst. Die Sache ging also wieder zurück, Irene

nahm sich des aufgegebenen longobardischen Prinzen Adelgis von neuem an, und die aufrührerischen Bewegungen in Benevent und anderen Gegenden von Italien wurden wieder, wie früher, durch griechische Gelder und Truppen unterstützt. Uebriges würde Karl auch ohne diese Verhältnisse denjenigen Rechtstitel, welchen das neuere Europa bei der Annahme eines Königs= oder Kaiser=Namens verlangt, die Anerkennung desselben durch fremde Regenten, von dem einzigen Fürsten, der dabei in Anschlag gekommen wäre, dem griechischen Kaiser, nicht erlangt haben, und auch die nachherigen Kaiser des Westens konnten diese Anerkennung niemals erhalten; denn daß ein und der andere griechische Usurpator sich dazu verstand, will nichts bedeuten. Im Gegentheil, die Annahme des Kaisertitels veranlaßte schon zu Karl's Zeit eine Reihe von Neckereien zwischen den Griechen und Franken in Unteritalien, in Dalmatien und im Venetianischen, die jedoch zu geringfügig waren, als daß sie hier erwähnt zu werden verdienten.

Karl verweilte diesmal bis in den Sommer hinein in Italien. Er beschäftigte sich viel mit der Anordnung der Angelegenheiten dieses Landes, und rügte namentlich die Misbräuche der Grafen und Centenarien oder der Leiter und Vorsteher der Gaue und ihrer Unterabtheilungen. Ueberhaupt scheint es beinahe, als wenn er von dieser Zeit an den bestimmten Vorsatz gefaßt hätte, die letzten Jahre seines Lebens nicht blos Gott und sich, sondern auch seinen durch ewige Kriege gedrückten Unterthanen zu widmen. Er machte Verordnungen und gründete besondere Anstalten, um Wissenschaft und Kunst, Religion und Disciplin, Gerichts= und Staatsverfassung zu verbessern; und da er

seine Zeit meistens auf seinen Gütern zubrachte, von denen mehrere später nach und nach aus Meierhöfen Städte geworden sind, so erhielt er dadurch Anlaß und Gelegenheit, auch für Ackerbau, Viehzucht, Landwirthschaft und Jagd durch besondere Gebote und Einrichtungen zu sorgen. Es würde hier zu weit führen, wenn man alle diese Bestrebungen Karl's und den inneren Zustand des Reiches unter ihm ausführlich darstellen wollte; nur so viel muß davon angeführt werden, als zur Erkenntniß seines Charakters und zum Verständniß des Verhältnisses, in welchem seine Absichten zu dem Geiste der Zeit und zum Gange der Dinge standen, nöthig ist.

Was zuerst die Einrichtung und Form der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Rechtspflege betrifft, so wurden alle wichtigen Angelegenheiten auf einer Reichsversammlung berathen, welche regelmäßiger Weise im Frühjahr, und zwar im Mai, nicht wie früher im März gehalten wurde. Es erschienen dabei außer den weltlichen und geistlichen Großen zwar auch Leute aus dem Volk, aber nur jene nahmen an der Berathung und Abstimmung Theil, dieses dagegen erhielt blos die gefaßten Beschlüsse mitgetheilt, und pflegte seinen Beifall darüber durch allgemeinen Ausruf zu erkennen zu geben. Die mit den Großen auf diesen Reichstagen verabredeten Verordnungen führten den Namen Cupitularien. Auch die kirchlichen Angelegenheiten kamen auf den Reichsversammlungen zur Berathung. Doch wurden dieselben von den Geistlichen allein behandelt, wiewohl ihre Beschlüsse ebenfalls der königlichen Genehmigung bedurften. Mit der Verwaltung und Rechtspflege in den einzelnen Provinzen verhielt es sich folgendermaßen. Karl ernannte

für jeden einzelnen Gau einen Grafen, und setzte den Centen oder Hunderten d. i. den Unterabtheilungen der Gaue Centenarien vor. Nur an den Grenzen stellte er, damit das Land besser vertheidigt werden könne, mehrere Gaue zusammen unter einen einzigen Grafen; diese führten den Namen Markgrafen, der jedoch erst nach Karl's des Großen Zeit aufgekommen zu sein scheint. Die Grafen sind zugleich als die Obersten des Heerbannes ihres Gaues, als die Vorsteher der Verwaltung und als die Leiter der Gerichte in demselben anzusehen. Von den Beamten des königlichen Hofes hatten der Erzkapellan und der Pfalzgraf, welche gleichsam an die Stelle des Majordomus getreten waren, die größte Bedeutung. Der Erstere war ein Geistlicher, und stand allen kirchlichen Angelegenheiten, sowie der Hofkanzlei vor, der Letztere hatte die weltlichen Angelegenheiten, namentlich aber das Gerichtswesen zu leiten. Die Volksgerichte wurden in jedem Gau und Cent unter der Leitung des Grafen und des Centenarius von den sogenannten Schöffen d. i. von einer Anzahl freier Bürger des Gaues, die das Volk auch zu Karl's Zeit selbst wählte, gehalten. Von dem Spruche der Gau- und Centgerichte konnte man an den, sogleich näher zu bezeichnenden Sendgrafen und von diesem an den König oder seinen Pfalzgrafen appelliren. Neben diesen erhielten zu Karl's Zeit auch die Bischöfe weltliche Gewalt oder Rechte der Grafen in ihrem Sprengel. Außerdem setzte Karl noch eine besondere obere Behörde ein, als er aus einer schon früher von Zeit zu Zeit gebrauchten Einrichtung ein stehendes Amt machte. Er ernannte nämlich für mehrere Gaue zusammen jährlich zwei besondere Beamten, einen weltlichen und einen geistlichen,

welche Sendboten oder Sendgrafen hießen und die ihnen angewiesene Provinz mehrere Male bereisen mußten, um die Angelegenheiten derselben zu untersuchen, in besonderen Volksversammlungen die Klagen gegen die Grafen, Centenarien und Bischöfe anzunehmen, die unteren Beamten zu ernennen, über die Beobachtung der den Heerbann betreffenden Vorschriften zu wachen und über alles dies an den König zu berichten. Die Sendgrafen führten also die Aufsicht über das Ganze, sie waren gleichsam die Stellvertreter des Königs, und sollten dazu dienen, das Ansehen desselben gegen die Grafen und Bischöfe zu schützen; denn diese konnten für die königliche Gewalt leicht gefährlich werden, weil die Ersteren als Führer des Heerbannes, sowie als Leiter der Gerichte, der Polizei und des Finanzwesens, die Letzteren aber als Vorsteher der Kirche und als Häupter der Geistlichkeit an der Spitze der weltlichen und geistlichen Macht einer jeden Provinz standen. Die Einführung dieser controllirenden Behörde schützte indessen die Volksfreiheit nur so lange, als ein kräftiger Mann auf dem Throne saß; denn das Institut der Sendgrafen war zwar ein sehr bedeutender Schutz für dieselbe, diese Beamten hatten aber gegenüber den Grafen und Bischöfen, welche eine bestimmte Macht besaßen, nur dann Ansehen und Kraft, wenn der König geachtet und gefürchtet war, und ihre Wirksamkeit mußte sich in demselben Grade verringern, in welchem die Macht und das Ansehen der Könige abnahmen. Außerdem verloren Karl's Nachfolger den eigentlichen Zweck des Sendgrafen-Amtes aus den Augen. Sie übertrugen dasselbe sogar oft den Bischöfen und Grafen selbst, und hoben dadurch nicht allein die von Karl beabsichtigte Controlle auf, sondern be-

wirkten auch, daß die Volksversammlungen von Vielen aus dem Volke nicht mehr besucht wurden; denn diese konnten von den Bischöfen und Grafen nichts im Namen des Königs annehmen, weil sie dadurch leicht auch von ihnen abhängig geworden wären und so ihre Freiheit eingebüßt haben würden.

Karl's Sorgfalt und Thätigkeit erstreckte sich übrigens nicht blos auf die Einrichtung und Verwaltung im Allgemeinen, sondern auch auf alle einzelnen Verhältnisse derselben. Sogar für seine eigenen ökonomischen Angelegenheiten war er angelegentlich besorgt. Er ließ sich über die Benutzung seiner Kammergüter, deren Ertrag freilich auch den递 Haupttheil der königlichen Einkünfte bildete, die genauesten Berichte abstatten, und es hat sich eine ausführliche Verordnung über die Bewirthschaftung derselben erhalten, in der er seinen Verwaltern ihre Arbeiten nicht nur im Allgemeinen bestimmt, sondern auch über alle einzelnen Theile des Ackerbaues, der Garten-Cultur, der Haus- und Hofeinrichtung und der Jagd Vorschriften gibt. Ebenso suchte er, der selbst ein Muster von Mäßigkeit und Ordnung war, durch polizeiliche Gesetze der Trunkenheit und anderen rohen Lastern entgegenzuwirken, ergriff Maßregeln gegen Räubereien, sorgte für das Armenwesen, erließ Handelsgesetze u. dergl. m. Er verfiel freilich dabei mitunter in denselben Fehler, in welchen Fürsten und Regierungen schon so oft verfallen sind: er traf nämlich Verfügungen über solche Dinge, bei denen durch Verordnungen mehr Schaden angerichtet wird, als wenn man sie ungestört gehen läßt. Er verordnete z. B. im Jahre 794, daß Getraide und Brod nicht anders, als zu einem bestimmten und bleibenden Preise verkauft werden dürften.

Ueberhaupt liegt seinen Verordnungen die moderne, aber auch schon den besseren römischen und griechischen Kaisern eigene Vorstellung zu Grunde, welche blos bei der übergebildeten Menschheit als einem verzogenen und verweichlichten Kinde wahr und richtig sein mag. Es leuchtet nämlich überall der Gedanke hervor, daß derjenige Staat am besten eingerichtet sei, der die besten geschriebenen Gesetze besitzt, und in welchem eine mächtige Hand den Zügel bald anzieht, bald nachläßt, während es doch nur derjenige sein kann, in welchem die besten Sitten herrschen, und das Vertrauen von Seiten der Verwalteten in Verbindung mit Tugend bei den Verwaltenden neue Befehle unnöthig macht: ein Unterschied, den unter den Alten Lykurg, Zaleukus und Charondas weit besser erkannten, als die weisen Ptolemäer. Gerade dieser Irrthum hatte, wie man mit Bedauern gestehen muß, die Folge, daß vieles Gute, das die Germanen aus ihren Wäldern und Sümpfen mitgebracht hatten, zerstört wurde, um Neugeschaffenes an seine Stelle zu setzen. Während z. B. in der alten heidnischen Zeit der Graf und die Schöffen wegen des Einzelnen an gar keine Vorschriften gebunden waren, weil man ihnen guten Sinn und guten Willen zutraute, zeigt sich dagegen in den von Karl erneuten salischen Gesetzen ein ängstliches Streben ihnen aufzupassen und ein Vorschreiben für einzelne Fälle. Dies ging sogar bis ins Lächerliche, so daß z. B. eine bestimmte Geldstrafe dafür angesetzt war, wenn jemand einen Anderen einen Hasen schalt. Durch dieses Haschen nach völliger Verhinderung alles Willkürlichen, das eine Herrschaft des todten Buchstabens zur Folge hatte, wurden dem Richter die Hände gebunden, und nichts

desto weniger Gerechtes und Ungerechtes ganz nahe neben einander gestellt. So betrug z. B. die so eben erwähnte Geldstrafe sechs Goldgulden für den falschen Vorwurf; dagegen, daß jemand seinen Schild weggeworfen habe, waren nur drei Goldgulden als Strafe angesetzt. Ebenso behielt Karl die alte Bestimmung bei, daß bei schwerer Strafe kein freier Mann gebunden vor den Grafen geführt werden dürfe, er erneute aber zugleich auch, obgleich sich zu seiner Zeit die Verhältnisse ganz verändert hatten, ein anderes altes Gesetz, nach welchem ein Mann von römischer Abkunft, der einen Franken ohne gerechten Grund fesselte, um dreißig Goldgulden, im umgekehrten Falle aber der Franke nur um die Hälfte gestraft werden sollte.

Uebrigens darf man die neuen Einrichtungen und Verfügungen, welche Karl's Namen tragen, ebenso wenig alle ihm zuschreiben, als dem Ostgothen Theodorich dem Großen die mit Hülfe Cassiodor's gemachten Anordnungen. Man würde im Gegentheil sehr unbillig sein, wenn man nicht eingestehen wollte, daß gerade solche einzelne, mehr zufällig aufgegriffene und auf den Reichstagen durchgesetzte Verfügungen, wie sie so eben angeführt wurden, am wenigsten Karl's Werk gewesen zu sein scheinen, und daß dagegen die allgemeineren gewiß Niemand sonst als ihm hätten einfallen können. Er übersah das Ganze, und faßte das, was Noth war und gerade für den Augenblick passend schien, ins Auge. Auch unterschied er, so oft es das Wohl des Staates galt, weder Freund noch Feind. Dies läßt sich namentlich dann erkennen, wenn man in einigen Briefen Alkuin's sieht, mit welcher Behutsamkeit dieser Mann, der doch sonst dem Könige

gegenüber wie ein Vater, Rathgeber und warnender Freund erscheint, seine Fürbitten für verurtheilte Verbrecher vorträgt. Karl's umfassender Blick und sein richtiger praktischer Sinn zeigen sich namentlich in den Verfügungen seiner letzten Lebensjahre, z. B. in der Errichtung des Instituts der Sendgrafen und in den Verordnungen, durch welche er theils entartete Mönche an ihre alte Zucht erinnerte, theils die Geistlichkeit überhaupt, die für ihn von der größten politischen Wichtigkeit war, und deren er sich sogar selbst häufig zu seinen Zwecken bediente, in gewisse Schranken wies. So stellte er in einem seiner letzten Capitularien durch die Sendgrafen folgende Fragen an die Bischöfe: „Ob die Entsagung vom Weltlichen etwa blos darin bestehe, daß man keine Waffen trage und unverheirathet sei? Ob derjenige die Welt verlassen habe, der Tag für Tag nur daran denke, seine Besitzungen durch alle möglichen Künste zu vermehren, der bald mit der Hölle drohe, bald den Himmel verspreche, um dadurch Reiche und Arme von einfältigem Geiste zu bewegen, daß sie ihren rechtmäßigen Erben das ihnen gebührende Vermögen entziehen, was diese dann zu Raub und Diebstahl nöthige? Ob derjenige die Welt verlassen habe, der aus Begierde nach fremdem Gut Andere durch Geld zu Meineid und falschem Zeugniß verleite, und sich zur Leitung der weltlichen Geschäfte seines Bisthums einen Mann wähle, welcher weder gerecht noch gottesfürchtig, sondern grausam und habgierig ist, und nur daran denkt, wieviel, nicht auf welche Weise etwas erworben werde?" u. s. w.

Ungeachtet aller der Einrichtungen und Verfügungen, durch welche Karl in seinem Reiche die Ordnung und den Frieden zu befestigen suchte, konnte er selbst

doch bis zu seinem Tode der Ruhe nicht pflegen; dazu war sein Reich zu groß und die Nachbarn desselben zu unruhig. Ja, nicht einmal vor inneren Feinden scheint er ganz sicher gewesen zu sein. Neben den Streifereien, die seine Grafen nach Ungarn, Böhmen und Brandenburg unternehmen mußten, beschäftigten ihn selbst in den letzten anderthalb Jahrzehnten seiner Regierung besonders die Sachsen und die in Holstein, Schleswig und Jütland wohnenden Normänner. Die Letzteren, welche damals unter Einem Haupte, Gottfried, standen, bedrohten nicht nur, wie schon zu Wittekind's Zeit, in Verbindung mit den Sachsen die Nordgrenzen des Reichs, sondern sie plünderten auch mit ihren Brüdern in Norwegen und Schweden vereinigt Karl's nördliche Seeküsten, während hier die Britten in der Bretagne sich an die strenge Verwaltung des Königs nicht gewöhnen konnten und einen Nationalfürsten verlangten, den sie unter seinen schwachen Nachfolgern endlich auch erkämpften. Karl rüstete eine Flotte gegen die normännischen Räuber, welche bis nach Aquitanien hin die Küsten heimsuchten. Die Sachsen waren jedoch seine Hauptfeinde. Er ließ endlich (803), um das Letzte gegen sie zu versuchen, ein allgemeines Aufgebot ausgehen, dem sogar Ludwig mit dem aquitanischen Heere Folge leisten sollte. Ludwig war aber (804) noch nicht an den Rhein gekommen, als er den Befehl zum Rückmarsch erhielt, weil sein Vater mit den Sachsen bereits fertig geworden war. Karl hatte bei seinem neuen Zuge eine schon früher angewendete Maßregel ins Große getrieben; statt nämlich, wie früher, nur hier und da einzelne Schaaren von Sachsen aus dem Lande fortschleppen zu lassen, hatte er aus ganzen

Bezirken die Bevölkerung ausgehoben und in das Land der Franken versetzt, und dagegen eines Theils im Lauenburgischen seine Verbündeten, die Obotriten, angesiedelt, anderes Theils zwischen der Weser und Elbe fränkische Colonieen errichtet, durch welche der Zusammenhang unter den Sachsen zerrissen und eine fränkische Macht in ihrem Lande angesiedelt wurde, die den römischen Colonieen im Samniter-Lande glich. Dieses Mittel hatte in Verbindung mit der Ausbreitung des Christenthums die Wirkung, daß man seit 804 von Angriffen der Sachsen nichts mehr hört. Wenn wir den Angaben einiger neueren Geschichtschreiber Gehör geben dürften, so hätten im Jahr 804 die Sachsen sogar über einen Frieden unterhandelt und Bedingungen ihrer Unterwerfung aufgestellt; dies beruht aber auf einem Misverständniß, und nur soviel scheint gewiß zu sein, daß die Sachsen sich damals wirklich unterwarfen, und daß Karl ihnen dabei Bedingungen vorschrieb. Diese waren zum Theil hart und unbillig. Die Sachsen blieben nämlich zwar, wie die Franken, von Tribut frei, und durften gleich diesen unter der Leitung königlicher Grafen durch selbstgewählte Schöffen die Rechtspflege üben lassen, sie mußten aber insgesammt die christliche Religion annehmen, und an die Kirchen und Priester des neuen Glaubens jährlich von ihren Feldern, ihrem Viehstand und ihrer Hände Arbeit den Zehnten entrichten. Wenn das Letztere, wegen der großen Abneigung germanischer Völkerschaften gegen jede Art von Steuer, eine äußerst drückende Bedingung war, so wurde auch das Erstere durch grausame Strafgesetze noch weit härter gemacht, als es für die Sachsen an und für sich schon war; denn es ward nicht allein auf jeden

Rückfall zum Heidenthum, sondern sogar auch auf die Unterlassung der vierzigtägigen Fasten und auf andere kirchliche Vergehen die Todesstrafe gesetzt.

Der Dänen-König Gottfried blieb, so lange er lebte, Karl's Feind. Wie furchtbar seine Macht war, kann man aus den Unternehmungen ermessen, die er vom Jahre 808 an machte. Er schickte damals eine bedeutende Zahl Truppen in's Feld, beunruhigte mit den Wilzen verbündet Karl's Freunde, die Obotriten, unterwarf einen Theil derselben auf kurze Zeit, und schickte endlich 810 eine große Flotte nach der Küste von Friesland ab, deren Bewohner dann von seinen wilden Schaaren überwältigt und mishandelt wurden. Karl war gerade mit seiner Macht aufgebrochen, um diesen Einfall zu rächen, als Gottfried's plötzlicher Tod und eine Seuche, welche alles Zugvieh des fränkischen Heeres hinwegraffte, seinen Zug zugleich unnöthig und unmöglich machte. Es krönte also das Glück den fränkischen König in seinen letzten Lebensjahren mit einem schöneren Ruhme, als man durch Geist und Kraft erwerben kann; denn es blieb ihm bis zum Ende des Lebens getreu, und gab ihm jenen Kranz, den der weise Solon als das einzige Zeichen eines hienieden erreichten Zieles anerkannte. Die Normänner mußten sich nämlich, da sie nach dem Tode ihres Herrschers unter sich selbst in Zwietracht geriethen, nebst ihren Verbündeten, den Wilzen, welche erst kurz vorher Karl's Schanzen erstürmt hatten, von den Franken und Obotriten Gesetze vorschreiben lassen; die Sachsen waren und blieben unterworfen; auch die übrigen Eroberungen, welche Karl gemacht hatte, wurden behauptet. Der arabische Khalif Harun al Raschid verherrlichte um jene Zeit das Ansehen

des fränkischen Königs durch neue Gesandte und durch die bereits oben angegebenen Geschenke, welche die Ueberlegenheit des orientalischen Kunstfleißes über den abendländischen beweisen. Endlich gab ihm das Schicksal auch einen schwachen Mann zum Nachfolger, der den Glanz von Karl's kräftiger Regierung durch das Abstechende seiner eigenen hob. Von allen seinen Feinden gewährte Karl nur den Griechen einen ehrenvollen Frieden, weil seine Flotte der ihrigen nicht gewachsen war: er trat ihnen 803 den Besitz von Calabrien und Neapel, sowie die Seestädte von Venetien und Dalmatien ab, und verstand sich, als nachher neue Feindseligkeiten mit den Griechen ausgebrochen waren, im Jahre 810 nochmals dazu.

Karl hatte sein Reich schon 806 im Voraus unter seine drei Söhne, Karl, Pipin und Ludwig, getheilt; er war aber in seiner Familie fast ebenso unglücklich, als Augustus in der seinigen: seine beiden älteren Söhne starben noch vor ihm, und es blieb nur der jüngste, Ludwig, nebst einem Sohne Pipin's, Bernhard, übrig. Er ertheilte daher jenem als dem einzigen Erben seiner Herrschaft 813 die Kaiserwürde, und verordnete, daß Bernhard unter der Oberhoheit desselben Italien als König erhalten solle. Karl starb im Januar 814, nachdem er ein Alter von zweiundsiebenzig Jahren erreicht und sechsundvierzig Jahre regiert hatte.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.